



# Leseprobe

Lotte Grünewald

## Gut Friesenhain - Zwischen Hoffnung und Vernunft

Roman

---

Bestellen Sie mit einem Klick für ca. 13,00 €



---

Seiten: 688

Erscheinungstermin: 17. Januar 2024

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

### **Münsterland 1896: Zwischen Tradition und Sehnsucht kämpft eine junge Pferdeflüsterin um den Mann, den sie liebt ...**

Münsterland 1896. Marie Paas, der Tochter des Stallmeisters, lag Gut Friesenhain schon immer am Herzen – weil sie Pferde liebt, und wegen Luise und Clara von Scheweney, mit denen sie aufgewachsen ist. Nur eines verschweigt sie ihren Freundinnen: dass sie schon seit Kindertagen in deren Bruder Wilhelm verliebt ist. Als Bedienstete darf sie an eine Heirat mit dem Grafensohn nicht denken. Zudem hoffiert Wilhelm ohnehin eine andere. Doch als ein fremder Hengst auf den Ländereien auftaucht, und Marie versucht, das Vertrauen des scheuen Tieres zu gewinnen, schließt sich Wilhelm unverhofft ihrer Mission an – aus Pflicht als künftiger Erbe des Guts, oder vielleicht doch aus anderem Interesse?

**Die große Münsterland-Saga von Lotte Grünewald:** Band 1: Gut Friesenhain – Zwischen Traum und Freiheit  
Band 2: Gut Friesenhain – Zwischen Hoffnung und Vernunft  
Band 3: Gut Friesenhain – Zwischen Liebe und Skandal



### **Autor**

## **Lotte Grünewald**

---

Lotte Grünewald ist das Pseudonym von Mirjam Müntefering. Das Suchen und Erfinden spannender Geschichten begleitet sie schon ein Leben lang – sei es während ihres Studiums der Filmwissenschaften, in den Jahren, in denen sie als Fernsehjournalistin tätig war, oder heute als Autorin. Wenn sie nicht gerade in ihrem Tinyhouse-Schreibwagen Romane

Lotte Grünewald  
Gut Friesenhain  
Zwischen Hoffnung und Vernunft

Lotte Grünewald

GUT  
FRIESENHAIN

Zwischen Hoffnung  
und Vernunft

Roman

blanvalet

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.  
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Originalausgabe 2024 by Blanvalet, einem Unternehmen der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH, Neumarkter Str. 28, 81673 München

Copyright © 2024 by Lotte Grünewald

Dieses Werk wurde vermittelt durch die

Michael Meller Literary Agency GmbH, München.

Redaktion: Hanna Bauer

Umschlaggestaltung: © Johannes Wiebel | punchdesign, unter Verwendung von Motiven von Richard Jenkins Photography und stock.adobe.com

(winyu, annacovic, Kimo, Lars Gieger, horsemen)

DK · Herstellung: sam

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-1091-7

[www.blanvalet.de](http://www.blanvalet.de)

*Für Bine und Haze, mein Dream-Team*

# Prolog

Nur noch wenige Schritte sind es, dann ist sie in Sicherheit. Doch da explodiert die Welt um sie herum.

Sie verliert das Gleichgewicht und stürzt zu Boden, das Gesicht in Staub und Asche.

Heiße Flammenzungen schießen an sie heran und lecken am Stoff ihres Mantels.

Hitze versengt die weichen Haare in ihrem Nacken, dringt ihr in Mund und Augen, scheint alles zu verdorren.

Wie aus weiter Ferne hört sie ihren Namen. Ein verzweifelter Schrei. Wie aus einer anderen Welt jenseits des sie umgebenden Grauens.

Es gibt nur die eine Rettung. Sie muss aufstehen. Sie muss hinaus aus dieser Hölle.

Mitten in dem tosenden Inferno um sie her hebt sie den Kopf.

Da. Die offene Tür. Ihre Rettung.

Sie streckt die Hand aus. Zieht sie gleich wieder zurück, so heiß ist die Luft. Sie brennt in ihrer Lunge.

Doch das um sie prasselnde Feuer drückt sie nieder.

Über ihrem Kopf knarrt und ächzt das Holz. Da ist ein Splittern. Dann ein Krachen.

Ein Balken stürzt dicht neben ihr herab. Lodernd, vor Hitze glühend.

Sie krümmt sich zusammen, um sich vor den alles verschlingenden Flammen zu schützen.

Und sie weiß: Allein wird sie es nicht schaffen.



# Marie

## 1

*Gestüt Friesenhain zu Ibbenbüren,  
Tecklenburger Land im Januar 1896*

Die ersten Tage des Jahres auf Friesenhain. Über Nacht hatte es geschneit, und die Landschaft sowie das Dach des eleganten Vierkanthofes waren wie mit Puderzucker überstäubt. Im hellen Sonnenschein des frostklaren Morgens leuchteten die roten Mauerziegel. Die weiß gerahmten Fenster des zweistöckigen herrschaftlichen Wohngebäudes blitzten, und aus allen Schornsteinen stieg heller Rauch. Auf den kahlen Bäumen des Parks glitzerte Raureif, während durch die großen Scheiben des gläsernen Treibhauses exotische Pflanzen wie Palmen und Orangen zu erkennen waren. Silbriger Bodennebel waberte über die das Gestüt umgebenden Koppeln.

Aus dem Nordtor, durch das die Stallungen und der Hintereingang des Wohnhauses zu erreichen waren, lösten sich soeben zwei Pferde samt Reiterin und Reiter – eines fuchslot, das andere dunkel wie die Kohle, die in dieser Region gefördert wurde. Die Atemwolken vor den Mäulern der stolzen Rösser schienen für Augenblicke in der Kälte der Luft zu stehen. Es ging gen Osten, der Morgensonne entgegen.

»Es ist sehr freundlich von dir, Wilhelm, dass du mich zum Reuben-Hof begleitest«, sagte Marie. »Die Mädchen werden sich sehr freuen, dich zu sehen. Ich habe ihnen beim letzten Besuch zum Jahreswechsel nämlich erzählt, dass du es warst, der dem Christkind verraten hat, dass die beiden Kleinen sich zu Weihnachten ein Schaukelpferd wünschten. Daraufhin waren sie nicht mehr vom Glauben abzubringen, dass du einen besonders guten Draht zu ihm haben musst. Weil es doch ihren Wunsch erfüllt und am Heiligabend das Pferdchen vor ihre Tür gestellt hat.« Der kalte Wind fuhr ihr ins Gesicht. Sie war froh, sich über den bequemen Hosen, in denen sie im Herrensitz reiten konnte, für den weiten Rock entschieden zu haben. Dessen derber Stoff wärmte ihre Beine bis hinunter zu den Knöcheln und reichte bis über Stürmers Kruppe.

Der Windstoß ließ von den herabhängenden Ästen kleine Schneeklumpen herunterfallen, und der schwarze Hengst, den Marie ritt, erschrak deswegen und tänzelte aufgeregt. Vorsichtig nahm sie mit behandschuhten Fingern die Zügel auf und raunte ihm mit leiser Stimme ermutigend zu.

Der junge Graf wartete kurz ab, bis das Pferd sich beruhigt hatte. »Die drei sind wirklich herzlich«, stimmte er ihr dann zu. »Aber auch wenn ich sie gern um mich habe, komme ich in erster Linie deinetwegen mit.«

Marie warf ihm einen raschen Blick zu. Wegen ihr? Was meinte er damit? Doch Wilhelm erklärte bereits: »So oft bist du auf Stürmer ja noch nicht ausgeritten. Es ist für ihn gewiss leichter, wenn Komet dabei ist und ihm Ruhe gibt.« Er klopfte leicht den Hals seines Jagdpferdes, das sich von Stürmers Nervosität nicht anstecken ließ. »Und falls etwas Unerwartetes geschehen sollte, bin ich zur Stelle, um dir zu helfen.«

Marie lugte zu ihrem Begleiter hinüber, der heute weder Hut noch Reitanzug trug, sondern auf seinem kastanienbraunen, stets etwas zerstrubbelten Haar eine Schiebermütze und um seine große Gestalt einen warmen Mantel. Ausgesprochen gut sah er aus, aufrecht und mit freundlichen Zügen. Die Burschen in Ibbenbüren hätten sich mit ihm allesamt nicht messen können. Das hatte Marie als Kind schon gedacht.

Jetzt warf der Grafensohn ihr aus seinen blauen Augen einen verschmitzten Blick zu. »Ich weiß, was du denkst, Marie, wenn du so zu mir herüberschiebst«, bemerkte er schmunzelnd.

Ein kurzer Schreck durchfuhr sie, als ihr selbst klar wurde, dass das, was ihr durch den Kopf gegangen war, wohl nicht angemessen war für die Tochter des Stallmeisters, die den jungen Herrn betrachtete. Was, wenn er ihre Gedanken tatsächlich erraten hatte?

Beinahe spitzbübisch grinste er. »Dass du nämlich mit diesem jungen Friesenhengst besser als jeder andre umgehen kannst, und gewiss viel besser als ich. Überhaupt, wenn jemand von uns beiden mit einem Pferd Hilfe brauchen sollte, dann wärest sicher nicht du es.«

Sie musste lachen, amüsiert über seine Bemerkung, und auch ein wenig erleichtert, weil es mit seiner Fähigkeit, ihre Gedanken zu erraten, doch nicht so weit her zu sein schien. »Das hast jetzt du gesagt, Wilhelm. Und nur, weil du glaubst, aus meinem Blick lesen zu können?«

»Das kann ich tatsächlich!«, bestätigte er.

»So? Was denke ich denn?«, wagte sie einen kecken Vorstoß. Der lockere Wortwechsel löste ein leichtes Kribbeln in ihr aus, freudig und leicht. Fast war es zwischen ihnen wieder so wie damals, als sie noch Kinder waren und im Haus der Grafenfamilie zusammen in der Bibliothek die Bücher

nach Abenteuern durchstöberten. Seit der sieben Jahre ältere Wilhelm ihr beim Buchstabieren geholfen und später dann immer dickere Bücher empfohlen hatte, war so viel Zeit vergangen. Wilhelms Freiwilligenjahr bei den Gardedragonern in Berlin, das Erwachsenwerden hatte sie voneinander entfernt.

Wie wunderbar, dass die heimlichen Schulungseinheiten mit Stürmer, dem fremden Hengst, sie wieder zueinandergeführt hatten. Die gemeinsame Arbeit mit ihm hatte Wilhelm und Marie die Distanz vergessen lassen. Und jetzt gerade fühlte Marie sich Wilhelm so nah wie nie zuvor. Bei diesem Gedanken musste sie lächeln, so leicht wurde ihr davon ums Herz.

»Was du denkst, soll ich dir sagen?«, wiederholte Wilhelm nun, legte den Kopf schief und musterte sie mit betonter Kennermiene. »Nun, in einem bin ich sicher: Du bist genau wie ich froh, dass die Weihnachtstage und der Jahreswechsel vorüber sind, mit den Kirchgängen, Christmette, Singen, Essen und Feierlichsein. Nun können alle auf dem Gestüt wieder ihrem unaufgeregten Alltag nachgehen. Und doch ist das neue Jahr 1896 noch frisch genug, um als Verheißung zu gelten.«

Marie strich sich mit dem Rücken des Handschuhs über die Wange, berührt von seinen Worten.

»Schön gesagt, Wilhelm«, stimmte sie ihm zu. »Deine Worte über das frische Jahr und jene Verheißung in ihm klingen wunderbar. Da höre ich den Poeten in dir heraus.«

Er lachte laut auf. Doch sie konnte ihm ansehen, dass ihre Worte ihm schmeichelten. Für sie beide waren Menschen, die dichten, Geschichten erfinden und Bücher schreiben konnten, in ihrer gemeinsamen Kindheit wahre Helden gewesen. Und Marie wusste, dass ein Stückchen dieser magischen

Fähigkeit auch in Wilhelm wohnte. In den Kindergeschichten, die er sich damals ausgedacht hatte, war es deutlich zu erkennen gewesen.

»Nun, ich hoffe, dass ich den auch wieder wecken kann, wenn es um meine Rede zur Hochzeit geht«, sagte er in gespielter Verzweiflung, hob kurz die Schirmmütze und fuhr sich durchs Haar, womit er es zerzauste, ehe er die Kappe wieder aufsetzte. »Seit Wochen feile ich daran herum und bin einfach nicht damit zufrieden.«

Marie sah ihn mit großen Augen an. »Du schreibst eine eigene Hochzeitsrede für Luise und Max? Wie wundervoll!«

Wilhelm schnalzte mit der Zunge. »Wenn die ältere meiner beiden kleinen Schwestern heiratet, ist das doch das Mindeste, und Luise wünscht es sich so. Freilich rede ich kürzer als unser Vater und auch erst nach ihm. Er selbst tappt schon seit Wochen im Dunkeln, was die Brautvaterrede angeht. Ich fürchte, er sucht Inspiration im landwirtschaftlichen Anzeiger.« Marie platzte laut heraus, und er grinste ihr zu, ehe er fortfuhr: »Mir selbst ist der richtige Ton auch noch nicht gelungen. Gefällige Worte, ja, die beherrsche ich auf dem Papier, das ist nicht das Problem. Doch der Inhalt muss ja auch stimmen und von einem harmonischen Leben zu zweit erzählen, das den beiden beschieden sein soll, mit viel Glück und Erfolg. Ob ich diese beiden Dinge zusammenbringen kann?«

Marie schüttelte ungläubig den Kopf. Stürmer erschrak kurz vor einem Feldhasen, der hinter einem Busch hervorsprang und ihren Weg kreuzte. Sie nahm die Zügel an und strich dem Hengst mit der einen Faust beruhigend über den erhobenen Hals, während sie in Wilhelms Richtung sagte: »Wie kannst du daran zweifeln? Natürlich wird es die wundervollste Rede werden, die es je gab! Ich sag doch, du bist ein Poet! Wieso solltest du das nicht schaffen? Alle werden begeis-

tert sein, und die Jungen werden sich wünschen, du würdest ihnen auch zu ihrem eigenen Hochzeitstage etwas schreiben. Allen voran ich selbst!«

Erschrocken hob sie den Blick. Die letzten Worte waren ihr so herausgepurzelt. Ihre eigene Hochzeit! Es gehörte sich nun wirklich nicht, dies dem Grafensohn gegenüber zu erwähnen, bei dessen Familie sie aufgewachsen war und selbst als Ausbilderin der Pferde für den Heeresdienst angestellt war. Wilhelm, der sie gerade noch angesehen hatte, wandte sich rasch ab. Meinte sie es nur, oder sah er plötzlich sehr viel ernster aus als gerade noch? Ihr munteres Gespräch jedenfalls war versiegt.

Während ihre Pferde leise schnaubten und in der Kälte dampften, ritten sie schweigend Seite an Seite den Bahndamm hinauf, den der Weg kreuzte. Mittags würde hier der Schnellzug von Ibbenbüren nach Berlin vorbeirasen und seine Reisenden in die Hauptstadt des Kaiserreiches bringen. Doch um diese Zeit lag die Strecke verlassen da, und sie konnten die Gleise queren. Jetzt war es an Marie, sich zu wünschen, sie könne seine Gedanken erraten. Warum schwieg er nun, nachdem sie so unbedacht von ihrer eigenen Hochzeit geplappert hatte, sodass sie nun den größten Teil der Strecke still zurücklegten? Ihm war doch sicher bewusst, dass auch sie eine Frau war? Nur zwei Jahre jünger als Luise, nämlich im selben Jahr geboren wie Wilhelms jüngste Schwester Clara. Mit ihren bald zweiundzwanzig Jahren waren sie im Heiratsalter. Doch dieses Thema hatte zwischen ihnen noch nie eine Rolle gespielt. Dass es nun plötzlich so ausgesprochen in der klirrend kalten Luft hing, schien Wilhelm ebenso zu verwirren wie sie selbst.

Oder dachte er an eine andere junge Frau, die in den letzten Monaten oft auf Friesenhain zu Gast gewesen war? Baro-

nin von Assen kam häufig mit ihrer Tochter Baroness Margarete von Assen zu Besuch. Die modebewusste Margarete war ebenfalls im heiratsfähigen Alter und brachte als einziges Kind der Familie eine reiche Mitgift mit. Unten im Gesinde-trakt galt es als ausgemachte Sache, dass sie als Braut für Wilhelm auserkoren war und demnach irgendwann die Gräfin von Scheweney sein würde.

Der Gedanke an das stupsnasige Gesicht, das immer ein wenig hochmütig blickte, dämpfte Maries Stimmung. Bevor die Baroness sich aus der Schar der auf Friesenhain verkehrenden Adelsfamilien mit heiratsfähigen Töchtern abzuheben begann, hatte Marie sich nie Gedanken um die zukünftige Hausherrin gemacht. Selbstverständlich würde Wilhelm irgendwann einmal heiraten, so wie alle Grafensöhne es taten. Aber doch noch nicht so bald, erst in weiter Ferne. Und nicht so konkret. Maries Bauch grummelte unbehaglich bei dem Gedanken.

Plötzlich ging ein Ruck durch Wilhelm, und ein Lächeln trat wieder in seine Züge.

»Wie es aussieht, werden der Poet und beste Freund des Christkinds und seine reizende Begleitung bereits erwartet«, sagte er und wies mit dem Kopf voraus.

Tatsächlich war hinter einer Weggabelung ein großer Hof in Sicht gekommen.

Neben dem Eingang in der schadhafte Mauer, welche die Ställe, Scheune, Schuppen und das heruntergekommene Wohnhaus vom vorbeiführenden Weg trennte, waren drei kleine Gestalten auszumachen. Es waren die Töchter des dubiosen Pferdehändlers Reuben: die dreizehnjährige Änne, in einem abgelegten und gekürzten Kleid von Marie, und ihre sechs und fünf Jahre alten Schwestern Berta und Gertrud.

Die beiden Jüngeren zappelten ungeduldig herum, und

Änne versuchte, sie durch kleine Knüffe zu rügen und zum Stillstehen zu bringen. Als Marie und Wilhelm heran waren, hüpfte Berta so heftig auf und ab, dass ihre Zöpfe nur so um ihren Kopf schleuderten.

»Scht!«, machte Änne und griff nach einem dieser straff geflochtenen, strohblonden Haarbündel. »Siehst du nicht, dass du das Pferd erschreckst? Gleich geht es durch, mit Fräulein Paas auf seinem Rücken!«

Da blieb Berta wie angewurzelt stehen. Marie verbarg ihr Schmunzeln, als Wilhelm und sie sich von den Pferden schlangen. Komet blieb brav stehen, wo Wilhelm ihn angehalten hatte, auch ohne dass er angebunden wurde. Doch Stürmers Zügel behielt Marie vorsichtshalber in der Hand. Das kindliche Herumgezappel hatte ihn tatsächlich beunruhigt. Wenn etwas Unerwartetes ihn beunruhigte, bestand bei ihm die Gefahr, dass er panisch davonrannte.

»Guten Tag, Fräulein Paas. Guten Tag, werter Graf«, grüßte Änne artig und knickte. Dann knuffte sie ihre Schwestern, die es ihr nachmachten. Alle drei schielten sie ehrfürchtig zu Wilhelm hin.

Und da platzte die vorlaute Berta auch schon heraus: »Das Christkind hat all unsre Wünsche erfüllt, Herr Graf. Du hast ihm alles ganz richtig hergesagt, hast du!«

Änne holte aus, doch Berta duckte sich weg. »Sag nicht Du zum werten Herrn Graf, dummes Gör!«, schimpfte die Ältere. »Das gehört sich nicht. Du musst Sie sagen, wie bei Vaters Kundschaft, hörst du?«

»Lass sie nur, Änne«, wiegelte Wilhelm ab und hockte sich vor Berta hin, um Aug in Aug mit ihr zu sein. »So, hat das Christkind eure Wünsche erfüllt? Ich habe gehört, es war ein Schaukelpferd? Ein Ball? Und ein Springseil?«

»Ja!«, rief Berta, mit der es bei der Erinnerung an diese un-



verhoffte Überraschung wieder durchging. »Und 'n Korb mit lauter Leckereien hat's dagelassen, hat es. Frisches Brot und 'n ganzen Schinken, fast so groß wie ich. Dazu noch einen Guggelhupf – mit Zucker drauf! Und süße Äpfel, und Nüsse, und Rosinen«, plapperte die Kleine.

Änne, die ihnen einen scheuen Blick zuwarf, wandte ein: »Vater hat gesagt, wenn das Christkind so gut zu uns ist, dann dürfen wir auch die Spielsachen behalten, und er wird's nicht an die reichen Leute verkaufen, hat er gesagt.«

Marie schnappte nach Luft. Das Spielzeug, das Luise und Clara in Osnabrück eigens für die Kinder ausgesucht hatten, verkaufen! Das hätte Reuben ähnlichgesehen.

Die Kinder waren mager, und besonders die kleine Gertrud hätte ein Bad dringend benötigt, denn sie roch nach Urin, und ihr Haar starrte vor Schmutz. Doch zumindest waren die Mädchen unversehrt von Schlägen, kannten wieder so etwas wie Freude.

Im letzten Herbst hatte Änne nach einer Tracht Prügel Schutz auf Friesenhain gesucht, wo ihr Freund, der kleine sommersprossige Alfred, neue Arbeit als Stallbursche gefunden hatte. Doch Reuben hatte sie zurückbeordert. War Änne für ihn am Hof doch eine kostenlose Arbeitskraft, die Haus und Kleinvieh versorgte, kochte und wusch, während er und sein erwachsener Sohn ihre dubiosen Geschäfte im Pferdehandel betrieben.

Wilhelms Drohung, ihm seine Kameraden aus dem Regiment auf den Hals zu hetzen, hatte zumindest bewirkt, dass der Vater die Kinder von da an unbehelligt ließ. Das konnten Luise, Clara und Marie bei ihren regelmäßigen Besuchen feststellen.

Nachdem Reuben sich anfangs verbitten wollte, dass die Komtessen von Scheweney und ihre Freundin regelmäßig an

seiner Hofmauer auftauchten, hatte die schlaue Clara begonnen, kleine Proviantpäckchen als Geschenk für die Kinder mitzunehmen. Diese kamen sicherlich auch dem Vater und Bruder zugute, die sich mit ihrem Pferdehandel eher schlecht als recht über Wasser hielten. Wenn dies der Preis sein sollte für die Unversehrtheit der drei Mädchen, nun, dann sollte es so sein.

Marie, der zu solcher Großzügigkeit selbst das Geld fehlte, war glücklich über ihre mitfühlenden und umsichtigen Freundinnen. Sie selbst konnte nur beisteuern, was ihre liebe Frau Rühl, ihres Zeichens seit vielen Jahren Köchin auf Friesenhain und für sie selbst eine Art Ersatzmutter, an Überbleibseln von den Mahlzeiten beiseitelegen konnte.

Auch Wilhelm hatte nun bei Ännes Bemerkung zum Verkauf der Spielzeuge aufgemerkt und mit Marie einen kurzen Blick getauscht. Doch um die Kinder nicht zu beunruhigen, ging er nicht weiter darauf ein, sondern erkundigte sich: »Erzählt doch mal von eurem Schaukelpferd. Es ist doch sicher ein Fuchs, so wie meines hier?«

»Aber nein!«, rief Berta kichernd. »s is 'n weißer Schimmel, is es. Mit goldener Mähne. Und rennen kann das! Wir können sogar zu zweit drauf schaukeln. Freilich nur Gertrud und ich. Änne ist zu groß, isse.«

Ihre ältere Schwester reckte sich. »Vater hat mir ein echtes Pony versprochen.«

»Tatsächlich?« Wilhelm hob die Brauen. Marie konnte seine Skepsis nachvollziehen, denn in den letzten Monaten hatten sie noch nie erlebt, dass Reuben irgendetwas unternommen hatte, um seinen Kindern eine Freude zu bereiten.

Änne nickte eifrig. »Mit dem Pony kann ich dann die Besorgungen schneller machen, kann ich. Die Eier zum Markt bringen. Und dem Vater und Bruder das Essen raus auf die Wiesen bringen, wenn die Mahd ist.«

»Dann werden wir Ausschau halten nach dir auf deinem blitzschnellen Pferdchen. Gewiss seid ihr schnell wie der Wind«, erwiderte Wilhelm lächelnd, obwohl Marie in seinen Augen den Ernst stehen sah. Das geschenkte Pony war von Reuben also nur als Arbeitswerkzeug gedacht.

Berta wollte sich über Wilhelms Worte ausschütten vor Lachen. Änne kicherte hinter vorgehaltener Hand. Die kleine Gertrud, die die Zusammenhänge wohl nicht begriff, staunte Wilhelm nur an.

Zum Staunen war es Marie auch ein wenig. Es kam sicher nicht oft vor, dass ein junger Mann sich so gut auf Kinder verstand und das Zusammensein mit ihnen tatsächlich genoss. Von ihrem eigenen Vater, Theo Paas, kannte sie dies natürlich. Er hatte ihr, so gut es ihm eben möglich war, die Mutter ersetzt, die wenige Tage nach Marias Geburt am Kindbettfieber gestorben war. Ja, ihr Vater war tatsächlich besonders. Er hatte Marie mit Zärtlichkeit und Sorgfalt erzogen. Und erst als sie älter wurde, hatte Marie begriffen, welche Kraft ihn das anfangs gekostet haben musste. Hatte doch ihre eigene Geburt seine geliebte Frau Maria das Leben gekostet. Und was Marie selbst seitdem nicht mehr aus dem Kopf ging, schien für ihren Vater nie erwähnenswert.

Wilhelm, so schien es Marie, hatte ähnliche warmherzige Züge.

Er war den Kindern gegenüber fürsorglich und freundlich, ließ es an jeder Strenge mangeln. Sicher würde er einmal ein wundervoller Vater sein, liebevoll, zugewandt und aufmerksam.

In diesem Moment drehte Wilhelm den Kopf und sah sie fragend an. Und plötzlich spürte Marie Hitze in ihre Wangen schießen. Hatte sie ihn etwa die ganze Zeit so versunken angestarrt?

»Ich fürchte, wir müssen wieder heim«, sagte sie rasch, um davon abzulenken. »Der Schmied kommt heute, und der neue Stallbursche soll helfen. Da wäre ich gern dabei, um zu sehen, wie er sich anstellt.«

»Och! Könnt ihr nicht noch etwas bleiben?«, bat Berta und fing sich einen Knuff ihrer älteren Schwester ein.

»Sei nicht so frech! Die Herrschaften können nicht den ganzen Tag hier bei uns stehen«, pflaumte Änne, sah dabei aber selbst enttäuscht aus.

»Wir kommen bald wieder«, versprach Marie. »Und bis dahin ...« Sie machte sich an Komets Satteltasche zu schaffen, in der sie vorhin einen Laib Brot und drei Stücke süßes Karamell verstaut hatten, das Frau Rühl in ihrer Pfanne angerührt hatte. Das Brot drückte sie Änne in den Arm, die sich mit großen Augen bedankte, und verteilte die Karamellbrocken, die allesamt sofort in den kleinen, verschmierten Mündern verschwanden.

»Nun schnell hinein ans Feuer! Ihr habt schon ganz rote Finger!«, ordnete Marie an, strich jedem der Mädchen über die Wange, und die drei drehten sich brav um und liefen hinein in den Hof. Auf halbem Wege zum heruntergekommenen Wohnhaus, zwischen Ställen und Scheune hindurch, hielt Änne abrupt inne, wandte sich um und knickste. Dann eilte sie ihren kleinen Schwestern nach, die die Tür schon fast erreicht hatten, den kostbaren Schatz von Süßigkeit genussvoll in den mageren Wangen verborgen.

Als Marie sich bereits lächelnd umwenden wollte, nahm sie an einem der Ställe eine Bewegung wahr. Dort stand im Schatten der Stallgasse eine große, hagere Gestalt mit blassem Gesicht und sah zu ihnen herüber.

Obwohl Marie ihm selbst nur zweimal begegnet war, erkannte sie ihn auf Anhieb: Pferdehändler Reuben. Ein brutal

aussehender Kerl mit seltsam brennendem Blick, als lodere in ihm eine beständige Wut aufs Leben.

Kurz sahen sie einander über die wohl fünfzig Meter an, wobei Marie den Ausdruck in seiner unbewegten Miene nicht zu deuten wusste. Mit hohlem Gefühl im Magen nickte sie ihm zu. Denn immerhin stand sie hier an seinem Grund und Boden und hatte soeben mit seinen Kindern eine nette Unterhaltung geführt. Doch er erwiderte die Geste nicht, sondern starrte sie nur weiter an. Eine feine Gänsehaut kroch unter dem dicken Wolltuch, das sie gegen die Kälte schützte, ihren Nacken hinauf. Es lag etwas Bedrohliches in diesem Starren, das sie bis ins Mark erschütterte.

»Bist du so weit?«, fragte Wilhelm, der die Tasche an Komets Sattel geschlossen und den Blickwechsel nicht mitbekommen hatte.

Rasch wandte Marie sich von Reubens Anblick dort im dunklen Stallschatten ab und Wilhelm zu. »Ja. Sicher.«

Wilhelm hielt ihr seine verschränkten Hände hin, sie hob ihren linken Stiefel hinein, und mit einem leichten Schwung half er ihr hinauf in den Sattel.

Sie wendeten die Pferde. Stürmer schlug nervös mit dem Kopf. Der Anblick des Hofes, in dem zwischen den rein zweckmäßigen, schäbigen Ställen und der Scheune alle möglichen Arbeitsgeräte herumlagen, ein Fuhrwerk quer im Weg stand und die zerzaust wirkenden Hühner auf dem Misthaufen gackernd flatterten und scharren, beunruhigte ihn. Marie konnte es ihm nachfühlen. Und vielleicht war es auch ein wenig ihr eigenes Unwohlsein, das sich auf den sensiblen Hengst übertrug.

Sie konnte es nicht lassen und sah noch einmal zurück zum Stall. Doch im Schatten der Gasse stand niemand mehr. Es war, als habe es den unheilverkündenden Blick gerade gar nicht gegeben.

Seite an Seite ritten sie los.

Sobald sie das Gehöft hinter sich gelassen hatten, entspannte sich auch Stürmer wieder.

Nachdem Wilhelm noch ein wenig darüber gesprochen hatte, wie sehr die Kinder sich über die Gaben zu Weihnachten gefreut hatten und dass es ihnen deutlich besser als noch vor drei Monaten zu gehen schien, erkundigte er sich: »Wo du gerade den neuen Stallburschen erwähnt hast – wie ist sein Name noch? Kurt?« Marie nickte zustimmend. »Wie macht er sich denn? Offenbar traust du ihm nicht zu, dass er dem Schmied mit den Pferden schon allein zur Hand gehen kann?«

Marie zögerte. Der Zwiespalt in ihr ließ eine schnelle Antwort nicht zu. Vorsichtig formulierte sie dann: »Im Grunde will er kein Stallbursche sein. Er hatte Arbeit in der Ibbenbürener Weberei gefunden, als Farbenmischer. Aber irgendwas muss vorgefallen sein. Er hat die Stellung verloren.«

Wilhelm legte den Kopf schief und musterte sie mit seinen leuchtend blauen Augen, was Marie erneut ein nervöses Flattern in der Magenkuhle bescherte. Was war denn heute nur los mit ihr? »Das ist mir auch aufgefallen, als er bei Vater und mir vorgesprochen hat. Eine Arbeit zu verlieren muss nicht unbedingt ein schlechtes Zeichen sein. Aber da du meiner Frage ausweichst, nehme ich an, du willst ihm erst noch die Möglichkeit geben, sich ordentlich einzuleben und zu bewähren? Schließlich ist er erst seit zwei Wochen auf Friesenhain.«

»So ist es«, bestätigte Marie erleichtert. Da Wilhelm den neuen Stallburschen zusammen mit seinem Vater eingestellt hatte, wollte sie den Mann ungern kritisieren. Doch leider schien Kurt das rechte Gefühl für die Tiere zu fehlen. Er bewegte sich zu forsch, fasste sie zu hart an und wurde ungeduldig, wenn sie dann erschranken. Aber vielleicht würde sich das

noch finden. »Ich glaube, jeder verdient eine Chance, wenn eine neue Stellung Veränderungen fordert. Niemand ist gleich perfekt in den anstehenden Aufgaben, oder?«

Wilhelm wollte ihr offenbar schon zustimmen, doch dann lachte er. »Niemand außer Emil Neumann, Vaters neuer Kammerdiener«, sagte er schmunzelnd. »Dieser Tausendsassa hat es fertiggebracht, nicht nur Vater mit seiner Perfektion zu beeindrucken – sogar Albrecht findet selbst nach drei Monaten keinen einzigen Fehler an ihm.«

Jetzt stimmte auch Marie in sein Lachen ein. »Du hast recht. Anfangs hat es den guten alten Albrecht schier zur Weißglut getrieben. Aber auch das hat Emil wunderbar gemeistert, indem er stets überaus höflich blieb und zwei- oder dreimal wie nebenbei fallen ließ, dass ein neuer Diener nur so gut sein kann wie sein Vorgänger. Und wie tadellos Albrecht ihm diese Stellung überlassen habe. Seitdem herrscht eitler Frieden, und Albrecht ist voll des Lobes für alles, was er ja doch nicht bekritteln kann.«

Sie grinsten sich einvernehmlich an. Beide liebten sie den alten Kammerdiener des Grafen, der seine Arbeit bei den von Scheweneys schon mit größter Sorgfalt verrichtet hatte, als sie beide noch Kinder waren. Nun hatte die Gicht den Alten in seinen hohen Sechzigern zum Ruhestand gezwungen. Was ihn jedoch nicht daran hinderte, weiterhin den Ton anzugeben und die Dienerschaft in der Gesindestube mit seinen Geschichten zu unterhalten.

»Auch du scheinst viel von Neumann zu halten?«, hakte Wilhelm in diesem Moment nach.

Es war wie verhext, aber unter seinem forschenden Blick spürte Marie schon wieder, wie ihr die Röte ins Gesicht stieg. Konnte Wilhelm davon wissen, dass Emil unten bei den Mägden und Dienstmädchen heiß umschwärmt war, dass es aber

hinter vorgehaltener Hand hieß, er habe ein Auge auf sie, Marie, geworfen? Das jedenfalls hatte Frau Rühl ihr anvertraut. Vielleicht, um herauszufinden, wie Marie selbst zu dem schmucken Kammerdiener stand. Marie hatte verlegen abgewunken. Sie hatte den neuen Diener von Anfang an gemocht, doch empfand sie keine Schwärmerei für ihn. Emil, nur ein Jahr älter als Wilhelm, war ausgesprochen gut aussehend mit seinen munteren hellgrauen Augen, dem dunklen Haar und dem schmalen, gepflegten Schnäuzer. Dazu war er zu allen gleichermaßen freundlich und liebenswürdig. Er hatte sogar innerhalb kürzester Zeit das Herz der strengen Haushälterin Frau Mecken erobert, die jedoch mit Argusaugen darüber wachte, dass keines der verliebten Mädchen mehr Zeit als angebracht mit dem feschen Kerl verbrachte.

Als Kammerdiener des gnädigen Herrn hatte er innerhalb der Dienerschaft eine Sonderstellung inne. Vielleicht war es dies, warum Marie und er von Anfang an einen besonderen Draht zueinander gehabt hatten. Ihre enge Freundschaft mit den Komtessen hob auch Marie von den anderen ab. Und so war ihre gegenseitige Sympathie doch kein Wunder. Emil war ein feiner Kerl, höflich und zuvorkommend, mit einem klugen Humor. Dass er und sie oft miteinander sprachen und dabei auch zusammen herzlich lachten, hatte wohl zu diesem hartnäckigen Gerücht in der Gesindestube geführt. Ob Wilhelm etwa auch schon davon gehört hatte? So eindringlich, wie er sie jetzt ansah?

»Er ist eine Bereicherung«, gab Marie nun zu und hoffte, dass ihre geröteten Wangen in der Kälte nicht weiter auffallen würden. »Seine Arbeit macht er zur vollsten Zufriedenheit des Grafen. Und alle mögen ihn.«

Wilhelm antwortete nicht. Marie nahm aus den Augenwinkeln wahr, wie er sie nachdenklich betrachtete.



Weil sein Blick ihr zunehmend das Herz in der Brust klopfen ließ, sagte sie: »Wie wäre es, wenn wir für Stürmer eine Schulungseinheit einbauen? Draußen sind wir noch nie galoppiert. Wenn du auf Komet vorwegreitest, fiel es ihm bestimmt leichter.«

Wilhelm blinzelte kurz. Doch dann nickte er zustimmend, ließ, ohne ein weiteres Wort, Komet langsam antraben und fiel dann in Galopp.

Mit der fließenden Bewegung einer jungen Frau, die das Reiten noch vor dem Laufen gelernt hatte, gab Marie Stürmer die Zügel vor und legte die Waden an den Pferdebauch, eine ein Stück hinter den Satteltgurt. Als sie den Druck sanft verstärkte, begriff er, was sie von ihm wollte, und sprang ebenfalls in den Galopp.

In weiten Sätzen ging es über den Feldweg und in den nahen Wald hinein. Stürmers Bewegungen waren geschmeidig und ausgeglichen. Das Training mit ihm machte sich in jeder Hinsicht bezahlt. Wie er wohl lief, wenn sie ihn richtig rennen ließe?

»Schneller!«, rief Marie Wilhelm zu.

Der warf einen kurzen Blick über die Schulter und ging dann in den leichten Sitz, wobei er sich in die Steigbügel stellte, und Komet sauste davon.

Marie musste Stürmer kaum antreiben. Schon ganz von allein machte er seinem Namen alle Ehre. In wenigen Hundert Metern hatten sie Wilhelm und Komet eingeholt. Der Wald endete, der Weg wurde breiter, und vor ihnen kam bereits der Park von Friesenhain in Sicht, der das Gestüt an allen Seiten umgab.

Sie ließen die von großen Platanen gesäumte Allee, die geradewegs auf das herrschaftliche Gut zuführte, links liegen. Als klassischer Vierkanthof war Friesenhain im Quadrat an-

gelegt, im Süden das Wohnhaus der Familie, im Ost-, West- und Nordgebäude die Boxen, Sattelkammern und Kutschenunterstände.

Wie wunderbar es aussah, wie es so im Morgenlicht dort lag! Das prachtvolle Gebäude und die Landschaft weiß verzaubert. Der einzige Ort, an dem Marie sich vorstellen konnte zu leben. Dieser grandiose Anblick und das kraftvoll ausgreifende Pferd ließen in ihr eine unbändige Freude heraufschießen.

Schon war Stürmer mit Komet gleichauf. Der junge Hengst flog nur so dahin. Der eisige Wind biss Marie in die Wangen, Tränen stoben über ihre Schläfen. Sie spürte, wie die vertraute Welle aus Glück und Freiheit sie erfasste, eine wilde Euphorie, die sie laut lachen ließ. Wilhelm schnalzte seinem Wallach zu, und sie erhöhten noch einmal das Tempo. Die beiden Pferde schnaubten, ihr Hufschlag donnerte und hinter ihnen flogen die Erdbrocken, als sie Seite an Seite in den Park schossen.

Sobald sie den Hauptweg erreichten, ließen sie sich beide aus dem leichten Sitz zurück in den Sattel sinken, nahmen die Zügel an und parierten durch zum Schritt. Wilhelms Augen blitzten über den geröteten Wangen.

»Dieses Pferd wird Friesenhain alle Ehre machen!«, keuchte er mit Blick auf Stürmer, während er Komets Hals als Lob für den wilden Ritt streichelte. Seit sie und der Grafensohn heimlich mit Stürmer trainiert hatten, um dem Hengst seine rätselhaftige Angst vor Männern zu nehmen, ging Wilhelm noch sehr viel umsichtiger mit seinem eigenen Fuchswallach um.

Nun hallten Wilhelms letzte Worte in Maries Kopf und vertrieben ein Stück weit die gerade noch so befreiende Leichtigkeit, die der schnelle Ritt ihr geschenkt hatte.

»Ich hoffe, du behältst recht, was Stürmers Zukunft angeht, Wilhelm«, sagte sie, während sie mit den behandschuh-

ten Fingern über Stürmers dichten Mähnenkamm strich. »Wir alle haben uns an seine Anwesenheit auf Friesenhain gewöhnt. Aber in wenigen Wochen schon kommt dieser niederländische Züchter De Vries, um ihn zu begutachten. Wenn Stürmer tatsächlich der Sohn vom legendären Deckhengst Rigel ist, wird De Vries ihn bestimmt mitnehmen wollen.« Sie konnte nicht verhindern, dass ihre Stimme bei diesem Gedanken ein wenig zitterte, wie immer, wenn sie daran dachte.

Wilhelm schüttelte entschieden den Kopf. »Denk noch nicht daran, Marie. Erst einmal muss De Vries ja beweisen können, dass Stürmer tatsächlich dieser vermisste Gjalt aus seiner Zucht ist. Das wird nicht so einfach sein. Stürmer ist ein Musterbeispiel seiner Rasse: ein rein schwarzer Rappe ohne Abzeichen. Und zudem ist er noch so jung, in einem Alter, wo Pferde sich innerhalb weniger Monate sehr verändern können. Womöglich kommt De Vries an und stellt fest, dass er dieses Pferd gar nicht kennt.« Wilhelms Zuversicht tat Marie wohl. Sie wusste, dass er Stürmer ebenfalls gern hatte und ihre Angst nachvollziehen konnte.

Inzwischen waren sie auf dem Zufahrtsweg angelangt und passierten das alte Pförtnerhaus, das Marie zusammen mit ihrem Vater, Theo Paas, bewohnte. Das Häuschen war klein, doch bot es ihnen die Behaglichkeit eines eigenen Zuhauses.

Hier auf der Nordseite des Gutes befand sich das sogenannte Tor – der tunnelartige Durchgang im Gebäude, der in den Innenhof führte. Hier hindurch kamen alle Lieferanten, die Lebensmittel für die Küche brachten, der Postzusteller, und auch die Dienerschaft nahm diesen Weg, zum Kirchgang oder wann immer sie Erledigungen zu tun hatte.

Das Tor war breit genug für die Kutschen. Und so ritten sie nun nebeneinander hindurch in den quadratischen Innenhof des Gestüts. Jetzt im Winter schauten die etwa achtzig Han-

noveranerstuten und einige Friesenpferde zu den Boxen heraus, die im Sommer auf den weiten Koppeln rund um das Gestüt grasen durften.

Es gab einen Trockenplatz, einen zum Satteln und einen zum Putzen der Pferde. Von dort kam nun der vierzehnjährige Rudi herübergerannt, um Komet in Empfang zu nehmen, nachdem Wilhelm abgestiegen war. Während Marie selbst sich um Stürmer kümmern würde, war es Aufgabe der Stallburschen, die Pferde der Herrschaften abzusatteln, trocken zu führen und zu füttern. Marie entging jedoch nicht, dass der Grafensohn seinem Wallach noch rasch eine Möhre aus seiner Manteltasche zusteckte, ehe Rudi das Tier fortführte.

»Na, sieh einer an. Wo wir gerade über ihn sprachen ...«, murmelte er nun, vielleicht eher zu sich selbst, doch Marie hatte es gehört.

Und im nächsten Moment sah auch sie die ordentlich in einen langen Mantel gehüllte Gestalt von Emil Neumann die Rasenfläche im Hof auf dem Kiesweg umrunden.

Er trug ein Paar Stiefel unter dem Arm und hielt ein paar Meter von ihnen entfernt an, um höflich zu grüßen.

»Guten Morgen, gnädiger Herr, guten Morgen, Fräulein Paas.«

»Morgen, Neumann. Sie sind schon mit einem Auftrag unterwegs, wie ich sehe?«, erwiderte Wilhelm freundlich und deutete mit dem Kopf auf die Stiefel.

»Sehr wohl, gnädiger Herr, zum Schuster im Ort«, antwortete Emil Neumann mit einer eleganten Verbeugung. Obwohl er weiterhin an Wilhelm gerichtet stand, glitt sein Blick zu Marie herüber. »Und da fiel mir gerade ein, dass Sie, Fräulein Paas, doch gestern noch sagten, Sie hätten auch ein Paar Schuhe, die dringend hinmüssten?«

»O ja. Wie freundlich, dass Sie daran denken, Herr Neumann«, sagte Marie und wandte den Kopf. »Ich habe sie in der Sattelkammer. Alfred?«, rief sie zu Rudis zwei Jahre jüngeren Freund hinüber. »Bringst du mir bitte die Stiefel neben der Kammertür?« Der Bursche flitzte sofort los.

»Nun ...«, machte Wilhelm zögernd. Da Rudi bereits mit Komet davongegangen war, hielt ihn im Grunde hier nichts weiter.

»Danke für die Begleitung, Wilhelm«, sagte Marie schnell, während sie Stürmers Sattelgurt lockerte.

»Es war mir ein Vergnügen«, antwortete er, und während er deutlich den Blick zum Kammerdiener mied, setzte er hinzu: »Bis morgen früh dann?«

Marie erschrak ein wenig. Wie gewagt von ihm, in Anwesenheit eines anderen eine solche kleine Andeutung fallen zu lassen. Damit meinte er ihre geheimen Treffen, bei denen sie Stürmer wieder Vertrauen gelehrt hatten und sich nun auf die Arbeit an der Hand und unter dem Sattel konzentrierten. Auch als Stürmer sich immer besser machte, hatten sie an dieser Gewohnheit festgehalten.

Emil Neumann tat das einzig Höfliche, er hielt Ausschau nach Alfred und gab vor, nichts gehört zu haben.

»Bis morgen«, erwiderte Marie an Wilhelm gewandt rasch.

Für einen Moment stand Wilhelm unschlüssig da, als wolle er sich nicht so recht von ihr trennen. Und dieser Gedanke verwirrte Marie so sehr, dass sie fast vergessen hätte, die Steigbügel am Gurt heraufzuziehen, ehe sie den Sattel von Stürmers Rücken herunternahm.

Doch dann drehte Wilhelm sich allerdings abrupt um und ging mit langen Schritten über das raureifüberzogene Gras inmitten des Hofes zur Treppe hinüber, die für die Herrschaften gedacht war.

»Hier sind die Stiefel, Fräulein Paas«, ertönte da Alfreds Stimme. »Ich kann auch den Sattel in die Kammer bringen, Fräulein Paas. Mach ich gern. Soll ich?«, bot er diensteifrig an.

Den Sattel auf den Armen, wandte Marie rasch den Blick von Wilhelms Gestalt, die gerade im Haus verschwand, und dem Jungen zu. Dabei merkte sie, dass Emil Neumann schnell die Augen niederschlug, und ihr kam der Verdacht, er könne sie dabei beobachtet haben, wie sie Wilhelm nachgeschaut hatte. Wie peinlich.

»Danke, Alfred, sehr gern.«

Kurz kam es zu einem kleinen Durcheinander, da Marie trotz des Sattels auf ihrem Arm dem Jungen die Stiefel abnehmen wollte, gerade in dem Moment, als auch Emil Neumann danach griff. Doch dann waren alle Sachen so verteilt, wie sie gehörten.

»Wenn ich fragen darf, Fräulein Paas«, brach es dann aus Alfred heraus. »Wo Sie doch am Reuben-Hof waren, wie geht's denn der Änne? Lässt der Herr Reuben sie?«

Alfred hatte eine Weile dort gearbeitet und ausschließlich von Änne Freundlichkeit erfahren. Daher war er übergücklich gewesen, als die Komtessen von Scheweney sich Ännes Problem annahmen.

»Es sieht so aus, Alfred. Wollen wir weiter das Beste für sie und die Kleinen hoffen, nicht wahr?«, erwiderte Marie mit einem Lächeln.

Eifrig nickte der Bursche. »Beim Kirchgang bete ich immer für sie und Berta und Gertrud. Natürlich auch für Vater, damit er wieder gesund wird, und für Mutter und für die Großeltern. Und für alle auf Friesenhain, damit alles seinen rechten Weg geht und ich meine Stellung hier behalte.« Er holte Luft.

»Da tust du recht«, unterbrach Marie ihn rasch, ehe er weitere Gebete aufzählen konnte. »Aber jetzt sieh zu, dass Komet sein Futter bekommt.«

Die großen Jungenaugen blickten sie einen Moment lang beinahe ehrfürchtig aus dem sommersprossigen Gesicht an. Dann nickte Alfred zackig mit dem Kopf und lief mit dem Sattel davon.

Emil Neumann und sie mussten beide schmunzeln.

»Dann werde ich mich mal auf den Weg in den Ort machen«, sagte der Kammerdiener, klemmte sich auch Mariens Stiefel unter den Arm und verneigte sich. Die Geste geriet nicht so tief wie bei den Komtessen oder Wilhelm, aber dennoch berührte sie Marie, denn es war keineswegs üblich, dass innerhalb der Dienerschaft solche Artigkeiten getauscht wurden.

Marie deutete einen Knicks an, und Emil Neumann ging davon.

Während sie Stürmer zu dem Anbinder hinüberführte, an dem sein Halfter hing, schwirrte Marie ein wenig der Kopf. Wie seltsam Wilhelm sich gerade benommen hatte. Fast so, als wolle er nach diesem schönen, gemeinsamen Morgen Marie nicht mit dem Kammerdiener allein lassen. Und dann Emil Neumanns Blicke und die Verneigung. Sollten Frau Rühl und die anderen vielleicht doch recht haben und er war kurz davor, ihr den Hof zu machen? Der Gedanke löste in Marie aufgeregtes Herzklopfen aus. Aber auch eine Scheu. Sie mochte diesen Emil Neumann wirklich gern. Aber bisher hatte sie weder bei sich noch bei ihm Anzeichen für solcherart Gefühle entdeckt.

Am Anbinder wechselte Marie Stürmers Zaumzeug gegen das Halfter.

»Ich bin gleich wieder da«, raunte sie dem Hengst zu.

»Trocken reiben und füttern mach ich im Hengststall. Nicht dass dir die vielen Stuten im Hof den hübschen Kopf verdrehen.«

Stürmer schnaubte leise, und Marie musste grinsen bei dem Gedanken, er könne sie verstanden haben.

Sie brachte das Kopfstück hinüber in die Kammer und hängte es an die entsprechenden Vorrichtungen. Nebenan in der Futterkammer hörte sie Alfred hantieren. Also nutzte sie die Gelegenheit und gab ihm noch ein paar Anweisungen für Arbeiten, die heute getan werden mussten. Er hörte aufmerksam zu, nickte und beteuerte, alles zur Zufriedenheit richten zu wollen.

Als sie wieder aus der Kammer trat, sah sie, dass jemand bei Stürmer am Anbindehaken stand. Der Hengst schlug unruhig mit dem Kopf und drehte sein Hinterteil.

Der Mann an seiner Seite schlug ihm mehrmals kräftig auf die Kruppe, sodass Stürmer den Hals reckte und ein erschrockenes Quietschen von sich gab.

»He!«, rief Marie und rannte mit flatterndem Rock hinüber. »Was soll denn das?«

Der Mann, der nun mit demonstrativ erhobenen Händen von Stürmer zurücktrat, war Kurt, der neue Stallbursche.

»Wollte aus lauter Bosheit nach mir treten«, brummte er. »Das darf man nicht durchgehen lassen.«

Marie schob sich zwischen Mann und nervös tänzelndes Pferd.

»Pferde tun nie etwas einfach aus Bösartigkeit«, erwiderte sie entrüstet an Kurt gewandt. »Und was hast du überhaupt bei ihm zu suchen?«

»Hat sich fast losgerissen«, antwortete er scheinheilig und nickte zum Strick, dessen Ende tatsächlich lose im Eisenring hing.



»Das ist nicht weiter tragisch. Ich bin sicher, er wäre brav hier stehen geblieben. Auf keinen Fall ist es ein Grund, um grob zu werden«, erklärte Marie, wobei sie Stürmer zuliebe versuchte, den Ärger in ihrer Stimme zu unterdrücken.

»So wie ich hör, is er ja schon mal irgendwo auf und davon«, erwiderte Kurt uneinsichtig. Dabei sah er sie auf diese Weise an, die Marie schon ein paarmal aufgefallen war, wenn sie ihm Anweisungen für den Umgang mit den Pferden gegeben hatte. Seine verkniffenen Lippen wirkten, als wolle er gleich ausspucken.

»Ein für alle Male, Kurt: Mit Stürmer hat niemand etwas zu schaffen. Nur mein Vater und ich gehen mit ihm um. Verstanden?« So wenig sie es mochte, derart deutlich zu werden, schien er es anders nicht begreifen zu wollen.

»Davon hat Ihr Vater nichts erwähnt«, knurrte Kurt und setzte mit einem freudlosen Lächeln hinzu: »Fräulein.«

»Nun, dann sage ich es dir jetzt«, beharrte Marie. Wenn sie mit den anderen Stallburschen und Knechten sprach, musste sie nie so harsch werden, denn die respektierten ihr stets freundliches Wort ebenso wie das des Stallmeisters. Und egal wie groß zum Beispiel der älteste unter ihnen, der lange Fritz, auch war, fühlte Marie sich in seiner Gegenwart nie so winzig wie jetzt gerade. Der kräftige Kurt sah sie von oben herab abschätzend an. Fast, als wäge er ab, ob ein Widerspruch sich lohne. Doch dann tippte er sich mit einem verächtlichen Zucken der Mundwinkel an die schief sitzende Mütze, drehte sich um und verschwand im Stall.

Maries Herz schlug rasch vor Wut und Aufregung. Sie atmete bewusst einige Mal tief ein und wieder aus, bevor sie sich an Stürmer wandte und ihn mit am Hals aufgelegter Hand zu beruhigen suchte.

»Es ist alles in Ordnung, mein Hübscher«, raunte sie ihm

leise zu. »Und von jetzt werde ich auf dich aufpassen wie ein Luchs. Das passiert nicht noch einmal. Versprochen.«

Stürmer schnaubte leise in ihr Haar. Marie löste den Strick aus der Halterung und führte den Hengst hinüber zum Tor. Wilhelms Frage nach dem Neuen und ihre Erwiderung fielen ihr wieder ein. Nun, sie blieb dabei: Jeder sollte eine gerechte Chance bekommen. Doch von nun an würde sie doppelt wachsam sein, ob Kurt eine solche auch verdient hatte.

# Luise

## 2

»Schau, Irmgard hat mir noch ein Kaffeebrett mitgegeben, nachdem wir das erste so leer geräumt haben«, sagte Max und balancierte ein Tablett aus dem engen, schmalen Flur des Brugge-Hauses ins geräumige Wohnzimmer.

»Wie freundlich von ihr! Sie scheint meinen Appetit inzwischen schon recht gut zu kennen«, sagte Luise und winkte ihn zu sich auf das gemütlich breite Sofa. Es stand unter einem der großen Ölgemälde von Max' Schwester, mit denen Paula alle Zimmer in jenem Bürgerhaus mitten in Ibbenbüren zu Orten voller Farben und Leichtigkeit zu machen verstand.

In der kleinen Villa auf der Breiten Straße des Ortes lebte Max zusammen mit Paula und deren Gefährtin Hedwig. Alle drei pflegten ein Haus der offenen Tür. Und so hatten sie den Morgen gemeinsam mit einigen Damen der Frauenbewegung verbracht, hitzig eine neue Petition zum Frauenwahlrecht diskutiert und dabei dem von der Haushälterin Irmgard zubereiteten Imbiss zugesprochen. Die Frauenrechtlerinnen waren gerade zusammen mit den beiden Hausherrinnen zur Tür hinausgeweht, auf dem Weg zu einer öffentlichen Versammlung. Und Luise bedauerte, nicht mit ihnen gehen zu können, doch Max und sie hatten heute etwas ganz anderes vor.

Sie schenkte Max und sich selbst Kaffee und Wasser nach.

»Wie fühlst du dich?«, wollte Max wissen, während er sich neben ihr auf dem Sofa niederließ und sie mit seinen munteren braunen Augen aufmerksam musterte.

Luise seufzte tief. »Ich muss dir ja sicher nicht sagen, wie froh ich bin, dass Hedwig und Paula mich so unterstützen. Du natürlich auch ...«, setzte sie rasch hinzu, als sie sah, wie er den Mund öffnete. »Aber bei den beiden ist es noch etwas anderes. Deine Schwester behauptet sich schon lange in eurer Tapetenmanufaktur. Paula ist tatsächlich gleichberechtigt neben dir, egal was eure Geschäftspartner sagen mögen. Und was ihre liebe Hedwig von ihrem Architekturstudium erzählt, ist brennend interessant für mich. Weißt du, da wird deutlich, wie viel besser wir als Frauen in unserer Arbeit sein müssen, wie viel mehr wir leisten müssen als ihr Männer, um überhaupt Anerkennung zu erhalten.«

»Davon ...«, begann Max, doch Luise unterbrach ihn.

»Ich weiß, was du sagen willst, Lieber. Es warten mehrere Hindernisse auf mich.« Sie hob die eine Hand, an der sie wie meist und entgegen aller Schicklichkeit keine Handschuhe trug, und reckte den Daumen in die Luft. »Bevor ich überhaupt an einen Studienplatz denken kann, muss ich die Gelegenheit bekommen, ein Gespräch mit dem Direktor der Tiermedizinischen Hochschule Hannover zu führen. Auf diese Zusage warte ich ja gerade.« Sie ließ die Brauen nach oben wandern, als Max erneut etwas sagen wollte, und er fügte sich mit einem amüsierten Zucken seiner Mundwinkel. Luise streckte den zweiten Finger in die Höhe. »Wenn ich vor Direktor Dammann bestehe, muss ich mich auch den anderen Lehrkräften stellen.« Der dritte Finger folgte. »Dann, und vor allem, muss ich die Aufnahmeprüfung bestehen. Was mir hoffentlich gelingen wird, denn du weißt, wie intensiv ich

mich darauf vorbereite. Das wird mir gewiss helfen, meinst du nicht? Aber dann muss ich noch neiderfülltes und gehässiges Betragen der männlichen Studenten ignorieren.« Sie seufzte tief und betrachtete ihre Hand, an der nun alle fünf Finger sichtbar waren. »Am schlimmsten aber wird es sein, das Brummen und Knurren meines Vaters und die pikierte Miene meiner Mutter zu ertragen. Da kommt wahrlich viel auf mich zu.«

Max lachte. »Mit allem hast du gewiss recht, Liebes. Aber wenn du mich nur zu Wort hättest kommen lassen, hätte ich dir längst sagen können, dass ich davon gar nicht sprach, sondern von der Hausbesichtigung, die uns bevorsteht.«

Kurz starrte Luise ihn verblüfft an. Dann stimmte sie in sein Lachen ein.

»Ach, Max, da siehst du es wieder: Deine Zukünftige hat nur ihre hehren Ziele im Kopf«, sagte sie. »Darüber kann sie durchaus vergessen, was bei anderen jungen Bräuten aus gutem Hause wohl das erste Thema wäre: dass wir pflichtschuldig ein Landhaus besichtigen – das wir dann allerdings möglichst höflich als Hochzeitsgeschenk meiner Eltern ablehnen müssen.«

»Und du bleibst dabei?«, hakte er nach, während er sie mit schief gelegtem Kopf prüfend ansah. »Wir sind uns einig, dass wir lieber ein Stadthaus wie dieses hier kaufen wollen? Natürlich repräsentativ und hübsch genug für eine Grafentochter, ganz wie deine Eltern es wünschen. Aber eben hier im Ort?«

Luise nickte lebhaft. »Aber ja. Du hast es dann nicht weit zur Fabrik, und ich kann bequem den Zug nach Hannover nehmen, um zum Studieren zu fahren.« Sie legte die Hand, mit der sie gerade noch die Schwierigkeiten aufgezählt hatte, auf ihre Knie im Reitrock, den sie heute trug. »Und wenn meine Jeltje mal wieder richtig rennen will, sind es ja nur ein paar Minuten zum Ort hinaus und über die Felder.«

Max, der ihre Vernarrtheit in ihre junge Friesenstute kannte, schmunzelte.

»Nun, dann bin ich gespannt, wie du unsere Entscheidung gegen einen Landsitz deinem Vater erklären willst«, erwiderte er mit einer Grimasse. »Er scheint mir wild entschlossen, für uns das richtige Haus in Nachbarschaft zu Friesenhain bereits gefunden zu haben.«

Luise liebte ihn besonders für seine Klarsicht, die sich stets mit Humor mischte. Andernfalls hätte er, als überzeugter Sozialdemokrat, wohl die vielen Dinner und Nachmittagstees mit ihren Eltern nicht so heiter überstanden. Ihre Eltern hatten sich nun einmal in den Kopf gesetzt, dass eine von Scheweney, aufgewachsen auf Gut Friesenhain, hinaus in die Weite des Tecklenburger Landes gehörte. Es würde guter Argumente und eines langen Atems bedürfen, sie davon zu überzeugen, dass sie auch in dieser Hinsicht ihren eigenen Weg gehen wollten. Gut, dass zumindest sie beide sich darin einig waren.

Luise warf einen Blick auf die hübsche Standuhr an der gegenüberliegenden Wand, die leise vor sich hin tickte, und setzte hastig ihre Tasse ab.

»Wenn wir Vater nicht schon vor der Besichtigung verärgern wollen, sollten wir uns nun aber beeilen«, drängte sie und sprang vom Sofa auf. »Er besteht auf die preußische Tugend der Pünktlichkeit.« Damit war sie schon auf halbem Weg durch den Raum.

»Nun, ich war es nicht, der über die mahnenden Zeiger der Uhr hinaus über Frauenrecht und Studium debattiert hat«, hörte sie ihren Verlobten hinter sich brummen. Doch er folgte ihr rasch. Offenbar lag auch ihm daran, sich mit seinem zukünftigen Schwiegervater gut zu stellen.

\* \* \*

»Das ist es also!«, sagte Graf Hermann von Scheweney mit nicht zu überhörendem Stolz in der tiefen Stimme und deutete in das Tal hinunter. Er saß auf seiner braunen Hannoveranerstute, während Luise und Max auf ihren Tieren neben ihm angehalten hatten.

Dort lag in der Landschaft, hübsch eingebettet in weite Wiesen und geschützt von einer Einfriedung aus niedrigen Bäumen und Büschen, ein helles Gebäude. Kein grob wirkendes Landhaus, wie es sie hier in der Gegend viele gab, sondern ein eleganter Bau, der sich an diesem Ort sehr wohlfühlen schien – so wie er sich der Sonne entgegenreckte und ihnen all seine Schönheit präsentierte.

Für einen kurzen Moment hielt Luise den Atem an. Eine instinktive Reaktion, mit der sie in diesem Moment wahrlich nicht gerechnet hatte.

Max wandte kurz den Kopf und lächelte ihr mutmachend mit einem kleinen Zwinkern zu. Ihr Herz machte unwillkürlich einen Hüpfen. Sein blondes Haar und der gleichfarbige Schnäuzer machten ihn im Vormittagslicht zu einer hellen Gestalt, bei deren Anblick sie immer noch Herzklopfen bekam. Wie wunderbar war es doch, dass sie trotz der gesellschaftlichen Hindernisse einander hatten finden dürfen. Und nun stand die erste Hausbesichtigung für sie an. Das Kribbeln, das Luise nun erfasste, stammte gewiss auch davon.

»Was sagt ihr?«, verlangte Graf Hermann zu wissen. In seinem dicken Mantel wirkten seine Schultern noch breiter als sonst. Den Hut hatte er sich tief ins Gesicht gezogen. Über seinem braunen Schal lugten die Spitzen des aufwärtsgezwirbelten mächtigen Schnurrbarts heraus, den er nach Kaisermode trug. »Ich weiß, es ist lange nicht so repräsentativ wie Friesenhain, aber es macht doch was her, meine ich. Der Er-

bauer, ein gewisser Eduard Schwalbe, ist schon vor Jahren mit seiner Familie fortgezogen. Aber sein Neffe hat sich wunderbar um das Anwesen gekümmert, und nun will die Familie die Villa verkaufen.«

Luise starrte hinunter und strich sich mit der dick behandschuhten Hand nervös eine verirrte Locke von ihrer Wange.

»Es ist wunderschön, Vater!«, stimmte sie jetzt vorsichtig und beinahe ein wenig überrascht zu. »Ich erinnere mich, dass ich früher auf Ausritten ein paarmal hier vorüberkam. Und ich fand schon damals, dass es sich ausgesprochen hübsch machte. Es wirkte stets wie ein Ort, an dem die Menschen glücklich sein können.« Verwirrt lauschte sie ihren eigenen Worten nach.

Max gab ein leises Brummen von sich. »Es scheint mir ein wenig groß für uns zwei«, bemerkte er, wobei er den Blick zu seinem zukünftigen Schwiegervater mied, sondern vielmehr Luise intensiv ansah. Vielleicht war sie in ihrem spontanen Lob zu weit gegangen? Schließlich waren sie sich einig, dass sie das Landhaus letztendlich ablehnen würden. »Wenn ich bedenke, dass Paula, Hedwig und ich zusammen mit der guten Seele Irmgard allesamt in unserem Ibbenbürener Stadthaus Platz finden und es uns nicht zu eng ist.«

»Ach was!« Graf Hermann winkte ab. »Ihr werdet ja wohl nicht zu zweit bleiben, denke ich. Und natürlich braucht ihr Dienerschaft. Es geht nicht an, dass eine Komtess von Schweney nur eine einzige Haushälterin beschäftigt, die ganz nach Belieben in die Rolle der Köchin, des Zimmermädchens, der Waschfrau und der Zofe schlüpft.« Er fasste das Gebäude dort unten erneut ins Auge und nickte, wie um sich seine gute Wahl selbst zu bestätigen. »Zu diesem Zwecke scheint mir das kleine Anwesen geradezu ideal. Der Eltern Segen baut den Kindern Häuser, nicht wahr?«



Max holte bereits Luft, um etwas zu erwidern, doch Luise warf ihm einen bittenden Blick zu.

Mit einem halb resignierten, halb liebevollen Lächeln ließ er leise Atem in die kalte Luft strömen. Auch dafür liebte und bewunderte Luise ihn: Wie er es schaffte, als überzeugter Sozialdemokrat und arbeiterfreundlicher Fabrikant alle naselang Rücksicht auf den Adelsdünkel zu nehmen, den Graf Hermann durchaus zu pflegen gewillt war.

Max, dem an finanziell wertvollen Zuwendungen in Form von einer reichen Aussteuer nichts lag und dessen Grundsätzen es widersprach, ein solch kostbares Geschenk seiner Schwiegereltern anzunehmen, verhielt sich jedoch nicht nur ihr zuliebe so zurückhaltend. Nachdem Graf und Gräfin von Scheweney ihre Vorbehalte ihm gegenüber beiseitegeschoben hatten, war Max klar gewesen, dass auch er ihnen würde entgegenkommen müssen. Nur deswegen hatte er dem Besichtigungstermin des Landsitzes zugestimmt. Schließlich lag der Hochzeitstermin Ende Januar nicht mehr weit.

Noch heute Morgen hatte Luise sich bei ihrem Aufbruch auf Friesenhain etwas unwohl gefühlt bei dem Gedanken, heute wieder einmal eingezwängt zu sein zwischen Max' hehren, sozialdemokratischen Vorsätzen und den aristokratischen Ansprüchen ihrer Eltern. Doch als sie nun zu dritt den breiten Weg hinunter zum Fuß des bewaldeten Hügels nahmen, ging etwas Seltsames, vollkommen Unerwartetes in ihr vor: Der Anblick des näher kommenden Hauses mit seinen Sandsteinmauern und den drei hübschen Säulenbogen vor dem Eingang berührte sie auf eine eigenartige Weise.

Zu ihrer eigenen Überraschung merkte sie, wie sie den lang gestreckten Stall für einige Pferde und eine Kutsche, die dahinter liegende Scheune und ein paar kleine Nebengebäude mit lebhaftem Interesse in Augenschein nahm.

Je näher sie der Villa Schwalbe kamen, desto flatteriger fühlte Luise sich.

Der heraufziehende Gedanke, dass dieser heimelige Ort, hier draußen in der Natur, ihr eigenes Zuhause sein könnte, in dem sie selbst würde schalten und walten können, ließ nun mit einem Mal und zu ihrer eigenen Verwunderung Wärme in ihr aufsteigen.

Details kamen in Sicht, die von der Anhöhe aus nicht auszumachen gewesen waren. Das harmonische Muster, in dem die gelbbraunen Steine gesetzt worden waren. Die anmutigen Bogen über den weiß gestrichenen Fenstern. Der hübsche Giebel, in dem ein künstlerisch veranlagter Fassadenbauer eine freundliche Sonne hatte aufgehen lassen, die nun auf sie herablächelte.

In die Villa hinein führte eine doppelflügelige Holztür mit kunstvoll gefertigtem bunten Glaseinsatz. Luise starrte einige Sekunden darauf, denn von irgendwo kam ein Bild angeflogen. Sie sah sich durch diese Tür hinaustreten, auf dem Weg zum Bahnhof, um zur Hochschule zu fahren, oder einfach nur zur nahen Koppel, von wo Jeltje ihr vorfreudig entgegen sah. Als sie nun die schmale Auffahrt zum Haus entlangritten, wirkten die umstehenden Birken, Pappeln und Rhododendren wie eine Garde aus Freunden, die den Hof umstanden und sie nach langer Abwesenheit willkommen hießen.

Da war ein sanftes Zittern in ihr. Fast so wie jenes, welches sie vor drei Monaten stets erfasst hatte, wenn sie Max begegnet war. Konnte es sein, dass sie soeben dabei war, sich erneut zu verlieben? In ein Haus? Luise sog die Unterlippe zwischen ihre Zähne und knabberte daran. Oje, das war nicht geplant. Was würde ihr Liebster dazu sagen?

Etwas schräg und vom Wohnhaus zurückgesetzt, lag der Stall. Dort war in der ersten Ständerbox ein Kaltblutpferd an-

gebunden, das vor sich hin döste und verwundert den Kopf hob, als sie ihre drei Pferde zum Schutz gegen die Kälte ebenfalls hineinführten.

»Ist das nicht der alte Schwarzwälder vom Tischler Heumann?«, fragte Luise und trat zu dem dunklen Pferd mit heller Mähne, dessen Kopf doppelt so groß und schwer zu sein schien wie der ihrer Friesenstute.

»So ist es.« Ihr Vater nickte und rieb sich die kalten Hände.  
»Kommt mit rein, dann erkläre ich euch alles.«

Wieder ging er ihnen voraus.

Max, der Luise den Vortritt ließ, raunte ihr zu: »Sehe ich das recht, und dein Vater hat bereits einen Tischler bestellt? Obwohl wir noch nicht einmal zugesagt haben?«

Luise griff nach seinem Arm. »Oh, bitte, Max, lass uns erst einmal anhören, was Vater sich ausgedacht hat«, bat sie ihn flüsternd. »Es ist so selten, dass er so für etwas brennt, das nicht mit dem Gestüt zu tun hat. Schau nur, wie er sich daran freut.«

Tatsächlich lief der Graf durch die nur angelehnte Tür mit beschwingtem Schritt über die ebenerdige Schwelle aus von vielen Schuhen glatt poliertem Sandstein und erklärte dabei an sie gewandt: »Achtet auf die kostbaren Fliesen, bitte! Von Villeroy und Boch. Und dann die Lincrusta-Paneele, nach dem Patent eines Engländers natürlich. Ausgesuchter Geschmack!« Er winkte mit der Hand über die Schulter und war bereits hinein.

Luise und Max sahen beide am Haus hinauf, während sie ihre dicken Handschuhe abstreiften. Dann ließ Max ihr den Vortritt, und sie betraten ebenfalls die kleine Halle. Die war auf keinen Fall zu vergleichen mit dem pompösen Auftritt Friesenhains und nur wenig breiter als der Flur im Ibbenbürener Stadthaus, in dem Max noch wohnte. Doch die markan-

ten Bodenfliesen mit wunderschönem Blumenmuster ließen alles frisch und großzügig erscheinen. Die gelungene Kombination aus erlesenem Geschmack und natürlicher Heimgelikeit nahm Luise sofort für sich ein. Ein an einem fremden Ort nie gekanntes Gefühl von nach Hause kommen erfasste sie so heftig, dass sie abrupt stehen blieb. Max konnte nicht mehr ausweichen und legte bei ihrem kleinen Zusammenstoß schützend die Arme um sie, um sie nicht stolpern zu lassen. Die unerwartete intensive Nähe ließ Luise die Luft anhalten, bis Max sich vergewissert hatte, dass sie sicher stand, und seine Arme wieder löste. Kurz blickten sie einander in die Augen. Der Ausdruck in seinen haselnussbraunen ließ ihr Herz geradezu rasen. Immer hatte dieser Mann solche Wirkung auf sie, wenn sie sich nah waren. Es war, als würde zwischen ihnen jene wundersame Elektrizität fließen, die ganze Leuchter zum Strahlen bringen konnte. Gut, dass ihr Vater bereits in den kleinen Flur zwischen Treppenaufgang und Empfangsraum eingebogen war und ihre kurze, innige Umarmung nicht bemerkte. Verschmitzt zwinkerte Max ihr zu. Während sie nebeneinander durch das kleine Foyer gingen, berührte Max wie zufällig noch einmal Luisens Hand, und sie lächelten sich an.

»Ah hier!«, rief Graf Hermann aus dem Flur. Luise beeilte sich, ihm zu folgen.

Ihr Vater hatte den Flur bis zur Hälfte durchschritten und nahm jetzt die Tür zu seiner Linken.

»Guten Morgen, Heumann, da sind wir!«, verkündete er.

Luise, die dicht hinter ihrem Vater über die Schwelle trat, war augenblicklich hingerissen. Der Raum war riesig und zog sich mit sechs bodentiefen Fenstertüren über die gesamte Westfront des Gebäudes.

Tischler Heumann, den Luise von etlichen Arbeiten auf

Friesenhain kannte, stand weiter hinten im Raum neben der abgegriffenen Kiste mit seinem Arbeitsmaterial. Bei ihrem Eintreten hatte er die Schiebermütze vom fast kahlen Kopf gerissen und verneigte sich nun tief. »Euer Hochwohlgeboren!«

»Der Graf reicht aus, Heumann«, beschied Luises Vater mit einem wohlwollenden Lächeln. »Wie oft soll ich das noch sagen?« Doch er schien angetan, als der Handwerker nun auch Luise mit »Komtess« ansprach. Dann jedoch geriet Heumann ins Schwimmen und starrte Max ratlos an.

Graf Hermann half dem Handwerker aus der Verlegenheit, indem er vorstellte: »Gewiss kennen Sie meinen zukünftigen Schwiegersohn, Herrn Max Brugge?«

Als Heumann Anstalten machte, sich auch vor Max zu verneigen, reichte dieser dem Tischler die Hand. Der Tischler starrte einen Moment darauf. Dann wechselte er rasch die Mütze in die andere Hand und erwiderte Max' Gruß mit einem breiten Lächeln.

Graf Hermann sah derweil in eine andere Richtung. Und Luise, die schon vor Wochen entschieden hatte, die feinen Unterschiede zwischen ihren Eltern und Max, besonders im Umgang mit Dienstboten, Handwerkern und Arbeitern, am besten zu ignorieren, betrachtete intensiv das honigfarbene Parkett.

»Gefällt dir der Salon, Luise?«, erkundigte ihr Vater sich beinahe listig. Luise sah kurz in die vertrauten blauen Augen und fand darin ein leises triumphierendes Lächeln. Sie konnte nicht anders, als es zu erwidern. Das war ihrem Vater wohl Antwort genug, denn er wandte sich sogleich an ihren Verlobten: »Und dir, Max?«

Luise sah ihn ebenso gespannt an wie ihr Vater.

Max schaute sich noch einmal um. Sein Blick glitt ebenfalls über den Boden, die Fenster und hinaus.

»Doch. Er ist wirklich recht schön«, musste er zugeben.  
Beinahe euphorisch wippte der Graf auf den Fußballen.

»Wenn ihr mir da zustimmt, will ich euch das Beste nicht vorenthalten. Heumann, mögen Sie erklären?«

Der Handwerker, der mit Maßband und Notizblock unterm Arm noch am selben Fleck stand, nickte und deutete mit der Mütze in der Hand hinaus in die Halle. Und so gingen sie zum Fuß der Treppe, die hinauf in den ersten Stock führte.

Heumann wies auf den Bereich links des Aufgangs.

»Da lag früher die Küche mit angrenzendem Hauswirtschaftsraum. Deswegen gibt's hinten unter der Treppe noch das Rohr, das zur Pumpe führt.« Er ging hinüber und klopfte mit den Knöcheln gegen das Mauerwerk. »Wenn man nun die Wand ein wenig vorziehen würde, entstünde dahinter ein kleiner Raum, der nach Osten hin sogar ein Fenster hat. Und zusammen mit dem Wasserrohr, nun, dann würd es wohl gehen.«

Luise wechselte einen Blick mit Max, der ebenso ratlos dreinsah wie sie selbst sicherlich.

»Gehen? Was denn?«, wollte sie neugierig wissen.

»Ein Wasserklosett!«, rief ihr Vater und hob die Hände wie bei der Überreichung der Preise bei den Tenniswettkämpfen. »Und dasselbe auch in der oberen Etage. Ihr würdet Luxus genießen, den wir auf Friesenhain noch nicht haben.«

»Vater, wie kommst du denn auf diese Idee?«, fragte Luise. »Du warst doch immer so gegen alles Moderne und fandest, es sei bestens so, wie es immer war«, konnte sie sich nicht verkneifen, ihn ein wenig zu necken.

»Man muss mit der Zeit gehen, Kind«, erwiderte der Graf ein wenig steif und streifte dabei seinen zukünftigen Schwiegersohn mit einem Blick. Sicher hatte er sich vor einem hal-

ben Jahr nicht träumen lassen, einmal seine Tochter mit einem Sozialdemokraten zu verheiraten oder dabei zuzusehen, wie sie sich um einen außerordentlichen Studienplatz an der Tierärztlichen Hochschule Hannover bemühte. Und wenn er in dieser doppelten Hinsicht hinzulernen konnte, wieso dann nicht auch die Vorteile von Wasserspülung erkennen?

Luise beobachtete, wie Max nachdenklich nickte, ehe er zu ihr sah. In seinen braunen Augen stand eine leise Unsicherheit.

Ob er auch an ihre Gespräche zu ihrem zukünftigen Zuhause dachte, wie sie es noch vorhin im Brugge-Haus geführt hatten?

Ihrem Vater war der Blick nicht entgangen, den Luise und ihr Verlobter tauschten.

»Geht doch hinauf und schaut euch die obere Etage an«, schlug er leutselig vor. »Ich will mit Heumann noch kurz ein paar Reparaturen auf Friesenhain besprechen.«

Luise hob, an Max gewandt, die Brauen. Er zuckte mit den Schultern, als wolle er sagen: »Wenn wir schon einmal hier sind.« So gingen sie nebeneinander die Treppe hinauf, die nach der Hälfte einen scharfen Knick nach links vollführte. Oben blieben sie beinahe zaghafte stehen. Luise spürte ihr Herz wieder aufgeregte klopfen und wagte kaum, ihren Liebsten anzusehen, aus Angst, ihm könne es nicht so gehen.

Sie jedenfalls wollte die Räume sehen – und zwar mit einer Dringlichkeit, die sie nie erwartet hätte.

Und so öffneten sie die ersten beiden Türen und schauten in die freundlichen, hellen Schlafräume.

»Hier könnten Clara und Marie übernachten, wenn es bei einem abendlichen Zusammensein zu spät für die Heimkehr geworden ist«, sagte Luise leise.

Max sah sie prüfend an. Doch sie eilte bereits weiter. Alle

Räume wirkten außerordentlich einladend. Doch dann. Ja, dann war da dieses eine Zimmer mit der hübschen Tapete, wo auf hellgrünem Grund blau leuchtende Vergissmeinnichtsträußchen verteilt waren. Vor dem Fenster hing sogar noch ein Vorhang mit einem ähnlichen Muster, diesmal mit Narzissen.

Wie magisch angezogen ging sie hinein und streifte die Wand bis zum Fenster mit ihren ausgestreckten Fingerspitzen.

»Ein Kinderzimmer«, hörte sie sich selbst flüstern und glaubte fast, den Nachhall eines hellen, glücklichen Lachens zu hören. »Das wäre es auch für unser Kleines, nicht?«

Wieder sah Max sie so nachdenklich an. Dachte auch er daran, wie sie neulich noch darüber geredet hatten, dass sie am liebsten als erstes Kind eine Tochter hätten? Dieser Raum war wie geschaffen für die kleine Brugge-Prinzessin. Rasch lief Luise an ihm vorbei zur Tür gegenüber.

Beim Anblick des Zimmers dahinter stockte ihr der Atem. Es war das größte auf der Etage mit zwei tiefen Fenstern, in denen Sitzbänke angebracht waren, und einem kleinen, halbrunden Balkon, der nach Osten hinausging. Luise öffnete die Tür und trat hinaus.

»Sieh nur!«, rief sie entzückt über die Schulter. »Direkt hier stehen zwei Kirschbäume und recken ihre Äste heran. Stell dir vor, wenn man da drinnen im Bett liegt, muss es sich anfühlen wie in einem Vogelnest in den Kronen. Und da vorn, schau, da gibt es einen kleinen Teich.«

Max stand mitten im Raum und sah sie an. Sein Blick ging ihr durch und durch. Luisens Herz flatterte wie ein kleiner Vogel in der hohlen Hand. Das war ihr Mann. Ihr Liebster, den sie bei ihrem Kennenlernen im letzten August zunächst für einen schrecklich arroganten Schnösel gehalten hatte, denn er konnte bissig und spöttisch sein. Vor allem, wenn



er sich gegenüber eine verwöhnte Grafentochter wähnte, die eine Frauenversammlung nur als Zeitvertreib besuchte, um sich danach wieder in ihre heile Welt des Adels und der Traditionen zurückzuziehen.

Seitdem war so viel geschehen, Furchtbares und Schönes. Mit ihm zusammen war das ganze Leben voller Abenteuer, nach denen sie sich früher gesehnt hatte.

Aber brauchte man für den Auszug zu Abenteuern nicht auch ein sicheres, geliebtes Heim, von dem man aufbrechen und zu dem man zurückkehren konnte? Ein Heim – wie dieses?

»Du magst es, oder?«, wollte Max wissen und trat näher an sie heran. Auch Luise tat einen Schritt auf ihn zu und fand sich dicht vor seiner Brust. Sie musste Luft holen, ehe sie antwortete: »Wenn wir nicht sicher wären, dass ein Stadthaus so viel praktischer wäre, dann würde ich sagen ...«

»Ja?«

Sie betrachtete das Revers seines Mantels, nur um ihm jetzt nicht in die Augen sehen zu müssen. »Ich würde sagen, es ist ... perfekt«, beendete sie dann ihren Satz.

Stille legte sich über sie und diesen wunderschönen Raum, in dem sie sich sehen konnte, sie beide sehen konnte. Ihr gemeinsames Schlafzimmer. Der Gedanke verursachte ihr Schwindel, und sie scheuchte ihn schnell aus ihrem Kopf.

Schließlich atmete Max tief ein und räusperte sich.

»Weißt du, ich dachte gerade so, ob ein Stadthaus wirklich so viel praktischer ist als eine Villa auf dem Land«, sagte er mit leicht kratziger Stimme.

Luise hob den Kopf und sah ihn fragend an.

Er zuckte mit den Schultern. »Nun ja, ich habe schon manches Mal gedacht, wie verzwickt es ist, dass ich in Ibbenbüren für Belange des Betriebes jederzeit erreichbar bin. So komme

ich nie zur Ruhe und habe zu selten Zeit, mich meinen journalistischen Artikeln zu widmen. Das wäre hier wohl nicht der Fall.«

»Ganz gewiss nicht!«, beteuerte Luise und spürte, wie ihr Atem schneller ging. »Hier hättest du alle Ruhe, die du brauchst. Und wärest im Zweifelsfall zu Pferde oder mit der Kutsche höchstens in einer halben Stunde in der Fabrik.«

»Und du kämst von hier aus ebenso schnell zum Bahnhof wie von Friesenhain aus«, setzte Max hinzu.

»Auf Friesenhain wäre ich in einer Viertelstunde«, flüsterte Luise, die kaum wagte, lauter zu sprechen. »Wenn ich erst Tierärztin bin, wäre ich blitzschnell dort, wenn eines der Pferde Hilfe benötigen sollte.«

»Für Besuche bei deiner Familie gilt natürlich dasselbe«, ergänzte Max. Als Waise, der Vater und Mutter durch einen Unfall früh verloren hatte, legte er großen Wert auf Luisens Kontakt zu Eltern und Geschwistern. Daher hatte er vor drei Monaten auch nicht Luisens Vorschlag zugestimmt, gemeinsam davonzulaufen und heimlich zu heiraten. Und nun standen sie hier, in diesem Haus.

»Könntest du dir vorstellen, hier zu leben, Luise? Mit mir?«, fragte er sie leise.

Alles in ihr kribbelte vor Aufregung und Glück, so wie damals in Berlin, als er sie nach der Kundgebung der Frauenvereine vor dem Reichstag um ihre Hand gebeten hatte.

»Ja«, raunte sie ihm zu. »Und du?« Sie standen so nah. Nur ein paar Zentimeter voneinander entfernt. Luise konnte den würzigen Duft riechen, der immer von ihm ausging, eine Note, die nur ihm selbst eigen war.

Er räusperte sich wieder. »Immerhin hätten wir ein Wasserklosett ...«

Die Anspannung, die von Luise Besitz ergriffen hatte, seit

sie Villa Schwalbe von dem kleinen Hügel aus gesehen hatte, und sich bei der Besichtigung ins beinahe Unerträgliche gesteigert hatte, machte sich Luft: Sie lachte auf und hob die Hand, um ihn spielerisch vor die Brust zu schlagen. Doch da schlang Max beide Arme um sie und zog sie an sich.

»Ich kann es mir auch vorstellen, mein Herz«, antwortete er leise, während sie an ihre Knie dachte, die mit einem Mal weich zu werden drohten. »Auch wenn ich mit dir überall glücklich sein kann, wäre dies ein denkbar guter Ort für unser gemeinsames Leben.«

Und für eine kleine Weile war in dem schönsten aller Zimmer in ihrem zukünftigen Zuhause nichts weiter zu hören.

# Clara

## 3

»Lulu, kannst du bitte aufhören, so hin und her zu laufen? Du machst mich nervös«, bat Clara mit einem nachsichtigen Lächeln in den Spiegel der Frisierkommode.

Dort sah sie ihre zwei Jahre ältere Schwester Luise beständig auf und ab gehen, während ihr gemeinsames Kammermädchen Agnes die letzten Nadeln in Claras kastanienbraunem Haarknoten feststeckte.

Luise seufzte und rang die Hände. »Ich bin einfach so aufgewühlt von allem, was geschieht. Vater war so glücklich über unsere Zusage zur Schwalbenvilla als Hochzeitsgeschenk, dass er gleich mit Bank und Notar alles geregelt hat. Und wenn Max und ich dort einziehen, werden wir tatsächlich Nachbarinnen sein«, sagte sie mit einem glücklichen Grinsen. »Und nun begleiten Marie und du mich auch noch zu einer der Frauenversammlungen und unterstützt mich in meinem Vorhaben!«

»Das ist doch selbstverständlich, Lulu. Du hast schon so viel von diesen Treffen erzählt. Und dann werden ja auch Paula, Hedwig und Fräulein Gehmlich ebenfalls dort sein. Das können wir uns doch nicht entgehen lassen«, erwiderte Clara und zwinkerte Agnes im Spiegel zu, die ihrem Wortwechsel interessiert folgte.

Ihre ehemalige Hauslehrerin Fräulein Gehmlich war es auch gewesen, die im letzten Jahr Luise überhaupt auf die Idee gebracht hatte, zu einer dieser Zusammenkünfte zu fahren.

Nun brannte Claras Schwester derart für diese Sache, dass sie allenthalben davon sprach. Und so wussten Clara und Marie inzwischen bestens, auf welch verschiedenen Wegen die Frauen der Bewegung um das Recht auf Bildung kämpften. Da gab es Demonstrationen, Petitionen, Zeitungsberichte und öffentliche Kundgebungen. Sooft es Luise möglich war, nahm sie an diesen Veranstaltungen teil. Dies war ihr umso leichter, da ihr Verlobter auch mit von der Partie war. Als Bruder der Frauenrechtlerin Paula Brugge und überzeugter Sozialdemokrat setzte Max Brugge sich durch seine journalistische Arbeit und Anwesenheit bei den Versammlungen für die Sache der Frauen ein. Was für ein Glück für Luise, die sich der Unterstützung ihres liebenden Ehemannes stets gewiss würde sein können.

Die ältere der beiden Komtessen von Scheweney war schon als Kind am liebsten mit dem Kopf durch die Wand gegangen und hatte Abenteuer gesucht. Nun hatte sie sich ganz ihrem Ziel verschrieben, Tiermedizin zu studieren.

Und obwohl es Clara anfangs wie eine vollkommen verrückte Idee vorgekommen war, so fern der ihr bekannten Welt von Tradition und Regeln, wollte nun auch sie gern ihrer geliebten Schwester zur Seite stehen.

Wovon Luise jedoch nichts ahnen konnte, waren die Gedanken, die Clara in den letzten Wochen immer mal wieder gekommen waren. Dann fragte sie sich heimlich, was die Frauenrechtlerinnen wohl von einer jungen Adeligen halten würden, die davon träumte, ein Gestüt zu leiten. Ob sie wohl auch solche Ideen unterstützen würden?

Schließlich hatte Clara sich von Kindesbeinen an für die

Belange Friesenhains glühend interessiert. Sie hatte einfach alles wissen wollen über die Pferde, die Zucht und Ausbildung der vielen Hannoveraner und wenigen Friesen. Immer schon fand sie es spannend, wie die Pachthöfe verwaltet wurden oder der Kontakt zum oldenburgischen Kavallerieverband gehalten wurde, wohin die meisten der hier gezogenen Hannoveraner gingen. All dies machte Claras Leben aus. Den Gedanken, dass ihre Zukunft nicht hier auf dem Gut liegen würde, schob sie jedoch meist lieber beiseite. Seit jeher hatte sie gehört, dass die Belange, denen ihr größtes Interesse galt, nicht für sie bestimmt waren. Das Gestüt würde, ebenso wie den Titel, ihr älterer Bruder Wilhelm erben. Und sie würde eines Tages einen Adligen ehelichen und mit ihm in sein Zuhause umziehen. Und doch war da dieser kleine Funke in ihr, den sie früher niemals zugelassen hätte. Ein Funke, der genährt worden war durch Luises leidenschaftliche Plädoyers für Gleichberechtigung zwischen Frau und Mann und ihren hitzigen Kampf um ihr eigenes Lebensziel.

Natürlich durfte sie selbst sich in Bezug auf die Übernahme des Gestüts nichts vormachen, das wusste Clara. Und so vertraute sie nicht einmal Luise oder Marie an, welche Träume sie manchmal im Zustand zwischen Wachen und Schlaf aufsuchten: von ihr selbst als derjenigen, die über das Schalten und Walten auf dem Gut mitentscheiden könnte.

Ein aufgeregtes Kribbeln erfasste sie, das nichts mit ihrem Mitfiebern für Luise zu tun hatte.

Um sich davon nicht überwältigen zu lassen, sagte sie rasch: »Fräulein Gehmlich hat bei ihrem letzten Besuch erwähnt, dass es auf der heutigen Versammlung nicht nur um das Recht auf Bildung gehen wird. Offenbar sind ja wichtige Gastrednerinnen geladen, die zum Thema Züchtigung von Frauen und Kindern sprechen werden.«

Bei ihren letzten Worten sah Clara im Spiegel, wie Agnes hinter ihr kurz zusammenzuckte und sich dann sichtlich zusammennahm, um mit einer letzten Haarklammer Claras Frisur zu vollenden.

»Agnes? Ist alles in Ordnung?«, erkundigte sie sich sanft bei dem Kammermädchen.

Die junge Frau blinzelte kurz. »Ja, Komtess. Es ist nur ... als wir Kinder noch klein waren und die Mutter krank, da ging es bei uns auch manchmal rau zu. Es war schon arg viel für den Vater, dann die rechte Geduld zu wahren.«

»Oh, Agnes ...«, sagte Luise und trat mit ausgestreckter Hand ein paar Schritte näher.

Doch das Kammermädchen schüttelte lächelnd den Kopf. »Es ist schon gut, Komtess Luise. Das ist Jahre her. Aber wie die Reuben-Mädchen hier auf Friesenhain ankamen und Alfred in der Stube erzählte, wie der Pferdehändler sie zurechtet, da musste ich schon an damals denken.«

Clara sah, wie Luisens Augen aufblitzten.

»Seht ihr, wie wichtig es ist, dass wir uns dieses Themas annehmen?«, rief sie aufgebracht.

»Und deswegen fahren wir heute dorthin«, gab Clara ruhig zurück und wandte sich auf dem Frisierstuhl um.

»Vielen Dank, Agnes, wie immer ist mein Haar nun perfekt«, bedankte sie sich mit einem besonders herzlichen Lächeln und sah fragend zu Luise. »Was sagst du, Lulu?«

Offenbar noch mitgenommen vom gerade Besprochenen, atmete Luise ein paarmal tief durch, während sie Clara musterte. Dann nickte sie zufrieden.

»Tadellos«, bestätigte sie. »Und genau wie ich es empfohlen habe: Frisur und Kleid von schlichter Eleganz.« Luise verdrehte ein wenig die Augen. »Wenn ich daran denke, wie ich zu meiner ersten Versammlung gefahren bin! Weißt du noch,

Agnes? Wir hatten ja keine Ahnung davon, was die Damen dort tragen. Und ich kam mir vor wie ein Paradiesvogel. Aber nun wissen wir ja bestens Bescheid, und Agnes wählt immer das Rechte! So ist es perfekt!«

Agnes strahlte vor Stolz über das Lob, und Clara setzte an sie gewandt hinzu: »Du hast dir bei den Berliner Damen viel abgesehen, als du im Herbst mit Luise dort warst.« Sie fasste ihr gemeinsames, tüchtiges Kammermädchen ins Auge. »Und wo wir drei gerade beisammen sind, sollten wir etwas besprechen.« Die junge Frau erstarrte geradezu, erwiderte überrascht Claras Blick, und auch Luise legte fragend den Kopf schief. Clara hob die Hände. War sie denn wieder die Einzige, die sich fortwährend so weitreichende Gedanken machte? »Nun, wir müssen entscheiden, wie es mit unserem kleinen Arrangement weitergehen soll. Agnes, du erledigst derzeit die Arbeit von zweien, indem du für uns beide zuständig bist.«

»Das mach ich doch gern, Komtess«, antwortete Agnes schnell und beinahe erschrocken.

»Ja, sicher. Das wissen wir«, versuchte Clara sie zu beruhigen. »Aber wie steht es mit deinem Wunsch, was die Zukunft angeht?«

Agnes, die nur wenig jünger als Clara war – ihr fehlten noch ein paar Monate zur Einundzwanzig –, sah rasch von ihr zu Luise und wieder zurück. Sie hielt noch die verzierte Mahagonihaarbürste in der Hand und umklammerte sie Hilfe suchend.

»Dass ich Zofe werde, Komtess Clara. Meine Mutter möchte das schon so lange. Es ist ihr größter Wunsch überhaupt im Leben, weil sie selbst es doch nur zum Zimmermädchen geschafft hat. Und deswegen lerne ich fleißig und tue mein Bestes und ...«

»Das wissen wir, Agnes«, unterbrach Clara sie. »Und ich



kann dir versichern, dass nichts dagegenspricht, dass der Wunsch deiner Mutter, der ja hoffentlich auch deiner ist, sich erfüllen wird. Nein, was ich wissen möchte, ist Folgendes: Luise wird nach der Renovierung vom Landsitz mit ihrem Mann dort leben, und ich ...« Sie hielt kurz inne. Da war er wieder, der Gedanke, dass sie selbst im heiratsfähigen Alter war und in absehbarer Zeit einem Ehemann folgen und Friesenhain verlassen würde. Er setzte ihr jedes Mal zu. Und so kürzte sie mit einem raschen Kopfschütteln etwas überstürzt ab: »Nun, ich werde erst einmal noch hier sein. Was ich nur sagen will: Wenn du den Hausstand wechseln und mit Luise in die Villa Schwalbe ziehen möchtest, dann sag es nur frei heraus. Es ist deine eigene Entscheidung.«

Wenn sie gedacht hatte, diese Beteuerung würde Agnes beruhigen, hatte sie sich geirrt. Nun begannen deren große Augen feucht zu glänzen.

»Oh, Friesenhain verlassen, Komtess Clara?«

»Ach, du liebe Agnes«, mischte Luise sich nun ein, kam zu ihnen herüber und nahm die Hände des Kammermädchens in ihre, sodass die beiden nun gemeinsam die Haarbürste hielten wie eine heilige Reliquie. In einer anderen Situation hätte dies Clara sicher ein Lachen entlockt. Doch Agnes' Not war so ersichtlich, dass ihr nicht danach war.

»Selbstverständlich kannst du hier auf Friesenhain und bei Clara bleiben, wenn du das möchtest. Du führst deine Kurse zu Ende und wirst Zofe, wo immer du es möchtest. Hörst du? Das ist ganz deine Entscheidung!« Luise sah Agnes intensiv an, die hörbar schluckte und dann den Blick senkte.

»Danke, Komtess Luise«, sagte sie leise.

Luise strich ihr über den Handrücken. »Du hast doch zugehört bei dem, was Clara und ich gerade besprochen haben, Agnes?«, wollte sie wissen. »Du weißt, wohin wir nun gehen?«

»Zur Frauenversammlung, Komtess Luise«, antwortete die.

»Sehr richtig. Und bei den Reden dort geht es vor allem um eines: Dass wir Frauen über uns und unser Leben selbst bestimmen dürfen. Egal was wir uns für unsere Zukunft erhoffen, wir sollen das Recht haben, es selbst zu entscheiden. Das gilt aber nicht nur für die Herrschaften, sondern auch für die Bediensteten. Verstehst du?«

Agnes hob den Kopf und sah Luise bang an. Diese nickte ihr aufmunternd zu. Daraufhin erschien auf Agnes' Gesicht ein kleines Lächeln der Zuversicht.

»Egal was wir uns für unsere Zukunft erhoffen, Komtess?«, wiederholte sie zaghaft.

»Ganz egal!«, bestätigte Luise.

Clara erhob sich von ihrem Frisierstuhl. »So, und nun lasst ihr beide meine Haarbürste los, ehe ihr sie in zwei Teile brecht.« Sie entwand den beiden den Stiel und legte das Utensil auf die Kommode zurück.

Luise lachte auf und selbst Agnes, die sich von ihrem kleinen Schrecken erholte, wagte ein kleines Lächeln.

»Wir müssen aufbrechen«, mahnte Clara ihre Schwester.

»Ich laufe geschwind nach den Mänteln!«, sagte Agnes und war bereits an der Tür.

»Bring sie uns am besten gleich raus zur Kutsche im Hof. Marie und Wolff werden schon auf uns warten. Wir steigen auch dort ein und nicht vorn an der Auffahrt«, entschied Clara, und schon war Agnes hinaus.

Clara wollte ihr folgen, doch Luise hielt sie mit sanftem Griff am Arm zurück. »Du weißt, wie viel es mir bedeutet, dass du und Marie heute mit mir kommt, ja?«, sagte sie mit vor Gefühl rauer Stimme.

Clara sah zu ihrer Schwester auf, die einen halben Kopf größer und viel kräftiger als sie selbst war. Luise wirkte immer

so voller Energie und Stärke, dass Clara manchmal vergaß, welch empfindsamen Kern sie besaß.

»Mir bedeutet es auch etwas«, antwortete sie ernsthaft. »Auch wenn wir so unterschiedlich sind, du und ich, waren wir uns immer nah und wussten so gut wie alles voneinander. Aber nun, da wir erwachsen sind und beginnen, unsere eigenen Wege zu gehen, müssen wir aufpassen, dass wir uns nicht verlieren. Die Frauenbewegung, so suspekt sie mir anfangs erschien, bedeutet dir viel und hat Gutes für dich bezweckt. Ohne sie hättest du nicht herausgefunden, welches große Ziel du im Leben verfolgen willst. Und du hättest Max nicht kennengelernt.« Breit grinsend setzte sie hinzu: »Wer weiß, welchen Schwager ich sonst hätte ertragen müssen.«

Sie kicherten beide und tauschten dann einen verschwörerischen Blick. Doch dann wurde Luises Miene weich, sie streckte die Arme aus, und Clara fühlte sich in eine zärtliche Umarmung gezogen. Sie legte die Wange an Luises Schulter, genoss die Wärme und sog den leichten Rosenduft ihrer großen Schwester ein. Luise murmelte: »Und du hast recht: Gerade jetzt, wo wir erwachsen sind und unsere eigenen Wege finden müssen, sollten wir einander nah bleiben und keine Geheimnisse voreinander haben.«

Als sie sich voneinander lösten, strich Clara ihr über die Arme, die in den engen Ärmeln ihres Ausgehkleides steckten, welche sich zur Schulter hin zu modischen Ballons erweiterten.

»Dann zeig mir mal, was die Frauen in eurer Bewegung so alles zu sagen haben!«, antwortete sie.

Gemeinsam gingen sie hinaus und um die breite Empore herum, die sich hier oben in der Beletage karreeförmig über der großen Empfangshalle von Osten bis Westen zog. Die breite Treppe mündete unten auf den blau-weißen Fliesen

zwischen zwei der dicken Säulen. Neben diesen standen jeweils übermannsgroße Palmen in gewaltigen Kübeln, und hinter einem von ihnen tauchte nun eine schwarze Gestalt auf vier Pfoten auf.

»Gimpell!«, begrüßte Luise den jungen Doggenrüden, der sie freudig wedelnd umschmeichelte.

»Wen hast du denn da gerade verbellt, hm?«, wollte Clara von ihm wissen, während Luise seinen Kopf und die Wangen kraulte. »Ja, ja, ich hab dein Anschlagen doch bis oben in unsere Räume gehört. Welcher Fremde war hier, hm?«

Wie als Antwort auf ihre Frage wurde die Tür des Salons von innen geöffnet, und ein junger Mann trat heraus, den Blick noch hinter sich in den Raum gerichtet, den er gerade verließ. Obwohl sie ihn von hinten sah, wusste Clara sofort, wen sie vor sich hatten. Für eine Sekunde hatte sie das Gefühl, der Boden unter ihren Füßen gäbe nach. Luise neben ihr bemerkte ihr Zusammenzucken nicht. Wahrscheinlich selbst zu verwundert, um auf sie zu achten.

Der Mann schloss die Tür.

»Baron von Thebe?«, sprach Luise ihn an.

Ihr Herz flatterte aufgeregt. Was um Himmels willen tat er hier, in ihrem Zuhause, nach all der Zeit, die sie sich nun nicht gesehen hatten? Offenbar hatte er gerade im Salon ihre Mutter gesprochen.

Baron Richard von Thebe, Neffe des derzeitigen Barons und Erbe des Nachbarguts, fuhr bei Luisers Ansprache so heftig herum, als sei er bei etwas Verbotenem ertappt worden. Erst da wunderte sich Clara, dass nicht Ranke ihm die Salontür geöffnet hatte, um ihn hinauszuweisen. Ein sonderbares Gefühl von vertuschter Heimlichkeit stieg in Clara auf, welches sie unangenehm berührte.

Richard von Thebe sah verwirrend gut und elegant aus,

ganz wie sie ihn in Erinnerung hatte. Er trug Mantel und breitkrepfigen Hut unter dem einen Arm und machte alles in allem den Eindruck eines nur flüchtigen Besuchs. Sein Blick aus den dunkelbraunen Augen sprang kurz zu Luise, um dann zu Clara zu gleiten und auf ihrem Gesicht zu verweilen.

»Komtess Luise, Komtess Clara«, erwiderte er und verneigte sich förmlich. »Guten Tag.«

»Guten Tag«, grüßte Luise freundlich zurück, wobei ihr die Verwunderung über diese unerwartete Begegnung anzuhören war. »Und leider auch gleich auf Wiedersehen, denn wir müssen uns sputen, um nicht zu spät nach Osnabrück zu kommen.«

Ihr Besuch fuhr lebhaft mit der Hand durch die Luft. »Wenn Sie mit der Kutsche fahren wollen, sollten Sie mehr Zeit als üblich einplanen. Auf der Hauptstrecke am Schafberg vorbei ist Vorsicht geboten. Der Schnee ist fast fort, aber in den Fahrrinnen ist es tückisch. Da hat sich unter all dem Matsch das Eis gehalten. Ich würde den kleinen Umweg über die Dörfer empfehlen«, antwortete er sehr höflich. Der leichte englische Akzent, der die Wörter rundete, ließ in Clara höchst angenehme Bilder aufsteigen. Erinnerungen an ihre Treffen draußen im Wald an der alten Jagdhütte.

»Vielen Dank für den Hinweis. Wir werden ihn beherzigen«, erwiderte Luise und knickte kurz zum Abschied. Als Clara sich nicht rührte, erntete sie einen fragenden Blick ihrer Schwester.

»Geh du nur schon. Ich komme sofort nach«, sagte sie.

Luise sah sie neugierig an, drehte sich dann aber um und ging Richtung Ausgang. Gimpel, der wohl auf einen gemeinsamen Ausflug hoffte, schloss sich ihr an und trabte mit seinen langen Beinen hinterdrein.

Clara wandte sich Richard zu, und einen Moment standen sie beide wortlos voreinander. Nur, um dann gemeinsam loszureden.

»Wir haben uns lange nicht ...«, begann Richard, während Clara sagte: »Was führt Sie heute ...?«

Sie brachen beide ab, lachten, und er deutete ihr mit der Hand den Vortritt an.

»Wir haben uns tatsächlich lange nicht gesehen«, nahm sie seine Worte auf. »Das wollten Sie doch sagen, oder?«

»Allerdings«, bestätigte er mit einem eifrigen Nicken. »Es dürften beinahe drei Monate sein, dass Sie unser Gut besucht haben, um vor den Pferdedieben zu warnen.«

»Zu den drei Monaten fehlen heute noch genau drei Tage«, hörte Clara sich selbst sagen und hätte sich sofort dafür auf die Zunge beißen können. Was für einen Eindruck würde es auf ihn machen, wenn sie ihm so unmissverständlich klarmachte, dass sie gar die Tage zählte, an denen sie sich nicht gesehen hatten. »So in ungefähr, vermute ich«, setzte sie hastig hinzu. »Ich hoffe, Ihrer Familie und Ihnen selbst geht es gut?«

Kaum hatte sie es ausgesprochen, bereute sie auch dies.

Und nun sah sie auch Richard deutlich schlucken.

Diese höfliche Nachfrage wäre in jeder anderen Konversation unverfänglich gewesen. Aber doch nicht ihm gegenüber. Schließlich hatte er ihr bei ihrer letzten Begegnung berichtet, dass er seinen in England lebenden Vater zu Besuch erwartete. Ebenjenes Friedrich von Thebe, der vor vielen Jahren ein heimliches Liebesverhältnis mit ihrer Mutter gehabt hatte und nach dessen Entdeckung von seiner Familie fortgeschickt wurde.

Clara selbst hatte von diesen Umständen erst im letzten Herbst erfahren. Und da war es doch nur selbstverständlich

gewesen, dass sie die Jagdhütte im Wald von da an gemieden hatte, nicht wahr?

Sie ließ ihren Blick über sein Gesicht gleiten, während er auf seine Hände hinunterblickte, die Hut und Mantel hielten.

»Wir sind alle wohlauf, Komtess, vielen Dank der Nachfrage«, antwortete er dann mit leicht belegter Stimme. »Mein Vater weilt schon seit ein paar Wochen bei uns, wie Sie wissen. Was wiederum eine große Freude bedeutet für meinen Großvater. Seit Vater hier ist, scheint Baron Otto sich an deutlich mehr erinnern zu können. Die guten Tage, an denen er nicht komplett verwirrt ist, überwiegen.«

Solange er sprach, vermied er ihren Blick beinahe verlegen. Ob auch er von der verhinderten Liebe zwischen ihren Eltern teil wusste? Ihre eigenen Eltern hatten es vor ihren Kindern viele Jahre geheim gehalten. Ob Friedrich von Thebe ebenfalls so verschwiegen gewesen war? Aber was hatte Richard um Himmels willen heute hierhergebracht?

In diesem Augenblick glitt ein Lächeln über seine Züge, und er hob den Kopf.

Die Intensität seines Blickes ließ Claras Knie ein wenig wacklig werden. Doch Richard schien es nicht zu bemerken, denn er setzte beinahe ein wenig verschmitzt hinzu: »Am besten von allen geht es natürlich Belle. Auch wenn sie mich fragt, wann sie Sie, Komtess, und ihren großen Freund Gimpel wieder einmal begrüßen darf.«

Clara spürte, wie sie unwillkürlich zu lächeln begann. Richards springlebendige junge Hündin war Clara in ihrer reizenden Art sofort ans Herz gewachsen.

Wie sie so dastanden und ein Lächeln tauschten, schien der Augenblick sich sonderbar auszudehnen. Und mit ihm zusammen die Frage, die in Claras Kopf anschwell wie eine Blase und jeden anderen Gedanken zur Seite drängte: die

